

# Lübecker Volksbote.

Organ für die Interessen der werktätigen Bevölkerung.

Mit der illustrierten Sonntagsbeilage „Die Neue Welt“ und einer wöchentlichen Unterhaltungsbeilage.

Der „Lübecker Volksbote“ erscheint täglich nachmittags (außer an Sonn- und Festtagen) und ist durch die Expedition, Johannisstraße 46, und die Post zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 2,00 Mark, monatlich 70 Pfennig. — Postzeitungsliste Nr. 4069a, sechster Nachtrag.

Redaktion u. Geschäftsstelle:  
Johannisstraße Nr. 46.

Fernsprecher: Nr. 926.

Die Anzeigengebühr beträgt für die viergespaltene Petitzeile oder deren Raum 20 Pfg., Versammlungs-, Arbeits- und Wohnungsanzeigen 10 Pfg., auswärtige Anzeigen 30 Pfg. — Inserate für die nächste Nummer müssen bis 9 Uhr vormittags, größere früher, in der Expedition abgegeben werden.

Nr. 171.

Donnerstag, den 25. Juli 1907.

14. Jahrg.

## Hierzu eine Beilage.

### Kaffee und Zucker.

Es gibt keinen Haushalt, in dem heute Kaffee und Zucker zu entbehren wären. Ist Kaffee nur ein Genussmittel, so ist Zucker längst zu einem Nahrungsmittel geworden, dessen Gebrauch in Deutschland leider durch die Besteuerung noch zu sehr eingeschränkt wird. Naturgemäß spielen die Konsumartikel auf dem Weltmarkt eine hervorragende Rolle, sie sind bedeutende Objekte der Spekulation, die Preise sind daher außerordentlichen Schwankungen unterworfen. Gerade jetzt sind Ereignisse eingetreten, die in absehbarer Zeit sowohl am Kaffee- wie am Zuckermarkt tief einschneidende Bewegungen hervorrufen dürften.

Die Kaffeepflanzer trauern, die Kaffeespekulation ist trübe gestimmt, weil Überflus an Kaffee vorhanden ist. Eigentlich sollte man doch froh gestimmt sein, daß der Erntesege so reichlich war, doch wir leben in der kapitalistischen Welt. Wohl gibt es Leute genug, die gern mehr und besseren Kaffee als bisher trinken wollten, die den starken Vorräten gar schnell ein Ende bereiten würden, doch sie vermögen die Kosten nicht zu erschwingen, andererseits sind die Lager überfüllt, man greift zu den künstlichsten Mitteln, um die Waren nicht an den Markt zu bringen, damit die Preise nicht fallen. Brasilien ist das Hauptversorgungsland für Kaffee. In den beiden Kaffeeprovinzen Rio und Santos betrug im Jahre 1906/07 die Ernte etwa 19 Millionen Sack gegen das Durchschnittsergebnis der Vorjahre von etwa 10 Millionen Sack. Auch aus dem vorhergegangenen Jahre waren Vorräte zurückgeblieben, so daß sich die Regierung der beteiligten brasilianischen Staaten zu dem seltsamen Mittel entschloß, 7 bis 8 Millionen Sack für ihre Rechnung aufzukaufen, unter Verschluss zu legen, um so den Markt zu entlasten. Wie lange sie diese Mengen zurückhalten kann, hängt davon ab, ob sie die dazu notwendigen Geldmittel aufzutreiben vermag. Außer diesem Staatsbesitz an Kaffee kommen nach Schätzungen zurzeit noch 8 Millionen Sack zum Verkauf am Weltmarkt in Betracht, und schon „droht“ eine neue Ernte, die etwa 12—13 Millionen Sack erbringen wird. Die brasilianischen Pflanzer sollen der Verzweiflung nahe sein, man berichtet, daß sie sich mit den wahnsinnigen Plänen trügen, einen Teil der Kaffeesträucher zu vernichten, um den Erntesege einzudämmen. So läßt der Kapitalismus Überflus zum Fluch werden.

Der Zuckermarkt ist „gedrückt“, wie es in der Börsensprache heißt. Erste Erscheinungen sind es, die diese Beunruhigung veranlaßt haben. Für das wirtschaftliche Leben Deutschlands hat die Zuckerproduktion an Bedeutung von Jahr zu Jahr zugenommen. Der aus Rüben hergestellte Zucker hat bekanntlich auf dem Weltmarkt das aus Zuckerrohr gewonnene Produkt völlig verdrängt, nur etwa ein Drittel der Gesamtproduktion wird aus Zuckerrohr erzeugt. Für die Rohrzuckerproduktion kommen in erster Reihe die englischen Kolonien (Westindien) in Betracht, die auf dem englischen Markt durch die Auslandskonkurrenz mehr und mehr in der Hintergrund gedrängt wurden. Die Länder des Kontinents und besonders Deutschland bombardierten England mit billigem Zucker, während das Heimatland weit höhere Preise zahlen mußte. Das war die Folge der Liebesgabenpolitik, die den Zuckerproduzenten Ausfuhrprämien gewährte, um deren jeweilige Höhe der Auslandspreis ermäßigt wurde auf Kosten des Inlands, das weiterhin unter hohen Verbrauchsausgaben litt. England war der billige Zucker sehr angenehm, sein Gebrauch stieg enorm, die eigene Produktion wurde gänzlich aufgegeben. Hauptkonsument war und ist dort die sehr umfangreiche Marmelade-Fabrikation. Die englischen Kolonien rebellierten, sie wollten sich von dem durch Ausfuhrprämien verbilligten Zucker ihre Produktion nicht ganz vernichten lassen. Auch die exportierenden Länder litten je länger je stärker unter diesem System, denn selbst die Zinkergierung in Deutschland war bei dem chronischen Geldmangel, der aus Abscheu vor direkter Besteuerung herrührt, kaum noch imstande, die Liebesgaben an die zuckerproduzierenden Länder zu zahlen. So kam denn im März 1902 die Brüsselkonvention zustande. Es ist dies eine Vereinbarung, die Deutschland, Österreich, Ungarn, Belgien, Spanien, Frankreich, England, Italien, Holland, Schweden und Norwegen getroffen haben, nach der diese Länder sich verpflichteten, vom 1. September 1903 ab alle für die Erzeugung oder die Ausfuhr von Zucker gewährten direkten oder indirekten Prämien abzuschaffen und die Einfuhr aus Ländern, die Prämien weiterzahlen, mit Strafszöllen zu belegen, die mindestens so hoch sind wie die gezahlten Prämien, oder gar die Einfuhr prämierten Zuckers zu verbieten. Diese Konvention hat bisher durchaus segensreich gewirkt, auch die englischen

Kolonien waren von dem Zustand befriedigt. Nun aber tauchte plötzlich die Kunde auf, daß das inzwischen zur Herrschaft gekommene liberale Ministerium die Konvention, die am 1. September 1908 abläuft, kündigen will. Noch steht die Tatsache nicht fest, auch ist nicht bekannt, wie sich England mit seinen Kolonien, die gegen die Kündigung inzwischen Protest erhoben haben, abzufinden gedenkt.

Ist die Situation auch noch völlig ungeklärt, so wirkt die immerhin mögliche Kündigung doch ihre Schatten voraus. Die deutsche Regierung hat offiziell erklärt, daß bei einer Auflösung der Konvention an die Wiedereinführung der Ausfuhrprämie schon aus finanziellen Gründen nicht zu denken sei. Das deutsche Volk müßte sich einen solchen Frevel auch sehr entschieden verbitten, sind doch in den Jahren 1881-82 bis einschließlich 1902 1185 Millionen Mark Ausfuhrprämien gezahlt worden, um deren Höhe der deutsche Konsum verteuert wurde. Am 25. Juli tritt eine Konferenz der beteiligten Staaten in Brüssel zusammen, die sich mit der Frage der Zuckerkonvention befassen wird. Tritt England von der Konvention zurück, dann kann die Situation für die deutsche Zuckerindustrie in der Tat sehr peinlich werden, wenn nicht Verhütungsmaßregeln getroffen werden.

Wir sind in der seltenen Lage, über die Art der zu treffenden Maßnahmen mit den „Hamburg. Nachr.“ übereinzustimmen. Das ehemalige Bismarckblatt erklärt: „Trotzdem darf nicht befürwortet werden, daß Deutschland zu dem System der Ausfuhrprämien zurückkehrt... Empfehlenswert wäre es dagegen, wenn von seiten der deutschen Regierung alles geschehen würde, um den inneren Markt zu kräftigen. Es sollte deshalb so bald wie möglich eine fühlbare Ermäßigung der inneren Verbrauchssteuer auf Zucker in das Auge gefaßt werden, damit die deutsche Zuckerindustrie in erster Linie die Wurzeln ihrer Kraft im heimischen Markte finden kann.“ Gern schließen wir uns den Forderungen der „Hamburg. Nachr.“ in diesem Falle an und erheben den Ruf nach Steuerfreiheit für Zucker im Interesse der deutschen Konsumenten und dem gleichzeitigen Interesse der deutschen Zuckerindustrie. Die deutsche Sozialdemokratie hat diese Forderung zu allen Zeiten vertreten.

## Theaterpublikum.

In der jüngsten Nummer der „Neuen Zeit“ schreibt Franz Mehring:

Den liberalen Blättern ist in dieser stillen Sommerzeit großes Heil widerfahren; nachdem sie allzu lange in kagenjämmerlichster Stimmung über die „konservativ-liberale Paarung“ ihren beschwerten Herzen Luft machen mußten, dürfen sie einmal wieder aus dem Vollen wirtschaften und in sittlicher Entrüstung arbeiten, noch dazu über Rom, das weit vom Schusse liegt, so daß der unvergleichliche Heldennut doch niemals zu unbequemen Konsequenzen führen kann. Handelte es sich nicht um den römischen Papst, sondern um einen preußischen Gendarmen, so läge die Sache weit schwieriger.

Einige deutsche Katholiken, und darunter auch die eine oder die andere Zentrumsleuchte, wie der Freiherr v. Hertling, hatten demütig und fürsichtiglich beim Heiligen Vater um die Beseitigung des Index gebeten, jenes Verzeichnisses von Büchern, deren Lesung der Vatikan dem Seelenheil seiner Gläubigen für unzulässig erachtet und sie ihnen deshalb verbietet. Andere deutsche Katholiken, und darunter sogar ein paar bayerische Bischöfe, hatten einem Professor der katholischen Theologie, der in Würzburg doziert und ein Buch über den Katholizismus als Prinzip des Fortschritts veröffentlicht hat, ein Denkmal setzen wollen, offenbar ohne Arg, denn dieser Professor hatte für seine etwaigen Regereien Reu und Leid getan, nachdem sein Buch auf den Index gesetzt worden war, und war dann selig im Herrn entschlafen. Aber im Vatikan hat man diese sanften Regungen gegen die unfehlbare Autorität des Papstes höflich übel genommen und donnert sie nieder in jenem „Sauerdenton“, von dem der alte Reichensperger schon vor dreißig Jahren im Reichstag sagte, daß er nur einmal römischer Kurialstil sei.

Ob der Vatikan dazu einen triftigen Anlaß gehabt hat, auch nur von seinem Standpunkt aus, ist schwer zu sagen. Seine Presse spricht von „geistlichen Bandenführern“, die eine katholische Freimaurerei bilden wollten, und es läßt sich wohl annehmen, daß im deutschen Zentrum ein gewisses Bedürfnis vorhanden sein mag, den mittelalterlichen Dogmentröbel ein wenig aufzumuntern; hat doch ein ultramontaner Führer bereits die Parole ausgegeben: Heraus aus dem Zentrumssturm, was ebenfalls darauf hinausläuft, daß die konfessionelle Beschränktheit der Parteibeiseite geschoben werden soll. Auch bei den letzten Wahlen zeigten sich einzelne Erscheinungen, die in die gleiche Rich-

tung deuteten. Die Fleischtöpfe der politischen Macht bieten am Ende eine reellere Kost, als das himmlische Manna, das der Heilige Vater spendet. Jedoch sowohl die Petition gegen den Index, als auch das geplante Denkmal für Professor Schell waren allzu schüchtern Rebellionsversuche, als daß sich so leicht begreifen ließe, weshalb der Vatikan so schweres Geschütz gegen sie aufgeföhren hat.

Immerhin aber hat er seine Pappenheimer gekannt, und die gewöhnliche Folge solchen Übereifers, der das Stämmchen, das er gewaltsam ausblasen will, erst recht anzufachen pflegt, ist diesmal ausgeblieben. Vielmehr unterwarfen sich die Meuterer wieder völlig der päpstlichen Autorität, die sie aus weiter Entfernung angezweifelt hatten, und am eifrigsten ist Herr v. Hertling dabei, an der Krücke des bekannten „Mißverständnisses“ die lahmgelochenen Glieder von diesem urkomischen Schlachtfelde zu schleppen. Auch die ultramontanen Blätter unterwarfen sich löblich und versichern in langen Erklärungen ihre „Rechtgläubigkeit“, sogar „ehe sie noch dazu aufgefordert sind“, wie der Jesuit Hoensbroech in der „Vossischen Zeitung“ jammert. Er seinerseits ruft zum Kampfe auf gegen den Ultramontanismus, gegen den alle Kulturmenschen zusammenstehen müßten wie ein Mann.

Man begreift, wie anfeuernd dieser Schlachtruf auf die „Kulturmenschen“ der freisinnigen Presse wirkt. So ein Freßer haben sie lange nicht gefunden. Einerseits donnerte Paukenschläge über den barbarischen Index, der dem gläubigen Katholiken selbst das Lesen der Heiligen Schrift in seiner Muttersprache verbietet, andererseits schmerzliche Empörung über die feigen Katholiken, die nicht die Ketten zu sprengen wagen, in die sie Rom geschlagen hat! Sie kosten diese seltene Gelegenheit, ihren ganzen Mannesstolz und Mannestrog zu zeigen, um so gründlicher aus, je sicherer sie wissen, daß sie morgen doch wieder in Sack und Asche trauern müssen. Und wenn sie es je einen Augenblick vergessen möchten, so ist die ultramontane Presse da, die ihre ägende Lauge über die Politik ergießt, die unter dem Zeichen der „konservativ-liberalen Paarung“ steht und von ihren Bekennern freilich noch eine ganz andere Entfagung fordert, wie der Vatikan von seinen Gläubigen. Die Blätter des Zentrums brauchen dabei gar nicht lange zu suchen, sondern nur zuzulangen, was ihnen die geniale Politik des Fürsten Bülow auf den Tisch legt. Verlangt der Papst von den Seinen ein simples Ja, so beansprucht Fürst Bülow von seinen freisinnigen Schöpfkindern ein Ja und Nein in demselben Atemzug, was an so „unentwegte Männer“, die immer „ganz und voll“ zu ihrer Meinung stehen, immerhin einen großartigen Anspruch stellt.

Zur selben Zeit, wo die Nachricht kam, daß die polnische Enteignungsvorlage im nächsten Winter an den preußischen Landtag gelangen werde, wurde ein Bericht über die Reden veröffentlicht, die bei einem Festmahl der schleswig-holsteinischen Landwirtschaftskammer gewechselt worden sind. Nach einem Toast auf den Oberpräsidenten v. Bülow hatte dieser in seiner Erwiderung gesagt, daß es in der Provinz neben den Deutschen auch noch Dänen gebe, denen von Kennern sehr viele gute Eigenschaften zugesprochen würden, und dann hinzugefügt: Dürfen wir sie nun verständnislos behandeln, bloß weil sie eine andere Sprache reden und noch nach dem nördlichen Nachbarlande hinüberschielen? Ich sage: nein. Will man Vertrauen erwecken, so muß man selbst Vertrauen zeigen. Dann forderte der Oberpräsident die Deutschen auf, den Dänen den Bruderkuß zu geben und schloß: „Unsere Landsleute ohne Unterschied — sie leben hoch!“ Von den anwesenden Sunkern erhob sich jedoch nur ein kleiner Teil, um in den Hochruf einzustimmen; ihre Mehrzahl blieb sitzen und ärgerte den Oberpräsidenten an, indem sie mehrmals das Leierkastenlied aus den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts anstimmte: Schleswig-Holstein meerrum-schlungen.

Es ist wirklich nicht ohne Grund, wenn die ultramontane Presse über diese kleine Szene herfällt, um zu zeigen, mit wie unglaublicher Gedankenlosigkeit der Vater der Blockpolitik regiert. Natürlich hat der Oberpräsident v. Bülow nicht ohne Vorwissen des Reichskanzlers von Bülow gesprochen; er hat, was sich bei einem preußischen Bürokraten von selbst versteht, nur ausgeführt, was ihm seine Instruktionen vorschreiben. Nachdem die auswärtige Politik des genialen Staatsmannes, der an der Spitze der Reichsgeschäfte steht, das Reich so völlig isoliert hat, daß ihm selbst die Freundschaft des kleinen Dänemark von hohem Werte sein muß, wird die Köllersche Unterdrückungspolitik gegen die nord-schleswigschen Dänen plötzlich herumgerufen, und nicht etwa in schamhaftem Stillschweigen, wie es in solchen peinlichen Lagen, wenn sie je in zivilisierten Ländern vorkommen, für ganz selbstverständlich gehalten wird, sondern unter pompösen Redewendungen, wie sie schon im achtzehnten Jahrhundert als „preußischer Wind“ in ganz Europa berüchtigt waren. Und das ist noch nicht einmal das Ärgste, sondern noch viel

Kompromittierende ist die absolute Gedankenlosigkeit, womit durch diese Redewendungen im Voraus der Kampf bis aufs Messer moralisch geohrfeigt wird, der gleichzeitig den Polen gemacht werden soll.

Ein Schauspiel für Öster wird es sein, wenn ausgerechnet der preussische Staat damit beginnt, die „Enteigner zu enteignen“. Er ist in diesem Punkte freilich nicht ohne praktische Erfahrung; bei den polnischen Teilungen am Ende des achtzehnten Jahrhunderts haben die preussischen Sunker schon wie die Raben polnische Güter gestohlen. Aber von Staatswegen war die Berechtigung und Notwendigkeit der Expropriation doch noch niemals so feierlich proklamiert worden, wie sie jetzt proklamiert werden soll. Eben hier finden wir die absolute Gedankenlosigkeit, die das unterscheidende Kennzeichen der Tra Billow ist; bei all seinem Polenhaß war Bismarck doch noch von der hausbackenen Wahrheit des Satzes durchdrungen, daß man den Aft nicht abfagen dürfe, worauf man sitzt, und vor der „Heiligkeit des Eigentums“ machte sein politischer Größenwahn noch ehrerbietigen Halt. Möglich, daß er, wenn er den völligen Bankrott seiner Polenpolitik erlebt hätte, auch auf so verzweifelte Streiche verfallen wäre wie sein Nachfahre Billow, aber er hat ihn eben nicht mehr erlebt, und so bleibt die Ehre dieser heillosen Gedankenlosigkeit ungeschmälert dem Hauptling des Hottentottenblocks. Er setzt seinen Ehrgeiz herein, Fehler zu begehen, die sich gegenseitig ausschließen, wie die ultramontane Presse so boshast wie treffend sagt.

Die freisinnige Presse erklärt nun zwar kategorisch, auf die halbschererischen Pfade des polnischen Enteignungsgesetzes werde sie dem Fürsten Billow nicht folgen, und da hierbei die „Heiligkeit des Eigentums“ ins Spiel kommt, so ist es möglich, daß sie sich ein wenig sperren und zerrn wird. Aber die Tage sind dahin, wo sie der Welt noch imponieren konnte, indem sie pathetisch erklärte: „Wir sind doch kein Theaterpublikum, dem man erlaubt, Beifall zu klatschen, dem man aber nicht erlaubt, seinem Mißfallen Ausdruck zu geben. Wir können nicht Beifall klatschen, besonders nicht mit Millionen Talern, wenn wir nicht in der Lage sind, auch die Äußerungen unseres Mißfallens tatsächlich zur Geltung zu bringen. Solange wir nicht die Verantwortung übernehmen können für die Politik dieses Ministeriums, können wir unmöglich in der Weise eintreten, daß wir den Feldherrnstab über die Mauer werfen.“ Die ultramontane Presse hat dies erhebende Zitat aus den Akten der Konfliktzeit ausgegraben und hält es höhrend dem heutigen Freisinn vor, der längst den Feldherrnstab über die Mauer geworfen hat, indem er die Verantwortung für die Politik Billows übernahm und seinen „Männerstolz vor Königsthronen“ nur noch vor dem vermoderten Index des Vatikans exerziert.

Theaterpublikum hüben wie drüben, denn durch die hüßigen Wige des Zentrums über den Freisinn wird die Komödie der „geistlichen Bandenführer“ auch noch nicht zum historischen Drama.

## Politische Rundschau.

### Deutschland.

#### Die Verleumder an der Arbeit.

Wenn es den staatszerstörerischen Schwindlern und Rommüdianten, die sich die Verleumdung der Sozialdemokratie zur Aufgabe gemacht haben, an Stoff dazu aus der Gegenwart mangelt, behelfen sie sich mit „Erinnerungen“. So hat die „Deutsche Tageszeitung“ zum 21. Juli ein Jubiläum der Sozialdemokratie entdeckt. Sie erinnert in folgendem an einen Vorgang, der früher schon oft zu gehässigen Angriffen wider die Sozialdemokratie hat herhalten müssen:

Am 21. Juli 1870 stand im Norddeutschen Reichstage die Vorlage über den Kredit zum Kriege gegen Frankreich in dritter Lesung zur Beratung. Als der Präsident angekündigt hatte, daß das Haus in die Tagesordnung eintrete, deren erste Nummer die dritte Beratung des erwähnten Gesetzentwurfs war, erbat der Abg. Bebel das Wort zur Geschäftsordnung und sagte:

„Meine Herren! Da, wie ich vernommen habe, es der allgemeine Wunsch des Hauses ist, daß über den vorliegenden Punkt der Tagesordnung keine allgemeine Debatte eröffnet wird, so erkläre ich im Namen des Abgeordneten Liebknecht und meiner Person, daß auch mir unersetzlich, obgleich mir über diese Vorlage keineswegs gleicher Meinung sind, eine Debatte nicht provozieren wollen, und erkläre ferner, daß wir uns in der vorliegenden Frage der Abstimmung enthalten und die Motive, die uns hierzu bestimmen, in den Akten des Hauses niederlegen werden.“

Präsident Simon erwiderte darauf:

„Ich kann die beiden Herren an der Abstimmung und an der Einreichung eines solchen Schriftstückes nicht verhindern.“

Dann eröffnete er die Generaldebatte, und als zu dieser sowohl wie zur Spezialdebatte niemand das Wort begehrte, schritt er zur Abstimmung über den Gesetzentwurf in seiner Gesamtheit, indem er diejenigen Herren, die der in erster und zweiter Beratung unverändert angenommenen Vorlage zustimmen wollten, bat, sich zu erheben. Als das geschehen war, sagte der Präsident:

„Das ist von dem ganzen Hause mit Ausnahme der beiden Herren geschehen, die sich hoben selbst besonders bemerklich gemacht haben.“

Bebel motivierte sein Verhalten später damit, daß er und seine Freunde trotz der von Frankreich oder, wie er sich verbeistand, sagte, von „Napoleon“ ausgegangenen Provokation den Krieg „als einen dynastischen betrachten und daß sie der Meinung wären,

„daß ein Krieg zwischen beiden Nationen, der deutschen und der französischen, unmöglich gewesen wäre, wenn beide Nationen wirklich ihr volles Selbstbestimmungsrecht gehabt hätten, wenn an der Spitze beider Nationen Regierungen ständen, die als wirkliche Volksregierungen zu betrachten wären.“

Dazu bemerkt das Bündler-Organ:

„Diese leeren Ausschüfte können natürlich nicht die Schande von der deutschen Sozialdemokratie abwenden, das Vaterland im Kriege im Stich gelassen zu haben. Die Schmachvolle

haltung ihrer Führer gestern vor 37 Jahren bedeutete den Eintritt der deutschen Sozialdemokratie in die „große Politik.“ Leider ist sie in diesem Punkt in ihrer übermächtigen Mehrheit sich selber treu geblieben.“

Also der Umstand, daß Bebel und Liebknecht sich der Abstimmung enthielten, wird der deutschen Sozialdemokratie als „Verrat am Vaterland“ angesehen! Tatsächlich war diese Enthaltung durch aus logisch. Bebel und Liebknecht wollten weder der preussischen Regierung ein Vertrauensvotum geben, noch auch die freudhafte und verbrecherische Politik Bonapartes billigen. Und zugleich wollten sie mit ihrer Abstimmung demonstrativ eintreten für das alte demokratische Prinzip, daß dem Volke das volle Selbstbestimmungsrecht auch in der Frage, ob Krieg oder Frieden, gebührt. Sie berücksichtigten auch, daß Bismarcks Ränke ebenso verwerflich waren, wie die Bonapartes. Abgesehen davon, daß sie weit davon entfernt, zu verkennen, daß Deutschland Bonaparte gegenüber in defensiver Stellung sich befand. Sagte doch auch der Generalrat der Internationale in einer Adresse vom 27. Juli 1870: Bei aller scharfen Verurteilung sowohl der Bonapartistischen wie der Hohenzollerischen Politik sei der Krieg doch auf deutscher Seite ein Verteidigungskrieg; die deutschen Arbeiter dürften nur nicht erlauben, daß er seinen defensiven Charakter abstreife. Mit Recht schrieb der „Sozialdemokrat“, das Organ der Lassalleaner: „Sieg Napoleons bedeutet Niederlage der sozialistischen Arbeiter in Frankreich, bedeutet die Allmacht der bonapartistischen Soldateska in Europa, bedeutet vollständige Zerstückelung Deutschlands.“ Deshalb stimmten die parlamentarischen Vertreter der Lassalleaner, Schweizer, Hasenclever und Fritsche für die Bewilligung der Kriegsanleihe.

Um so absurder ist es, daß das Bündler-Organ von der „Schande der deutschen Sozialdemokratie“ spricht, „das Vaterland im Stich gelassen zu haben“. Schließlich vertrat auch noch der Braunschweiger Ausschuß der Eisenacher Richtung, welcher Bebel und Liebknecht angehörten, in einem Manifest vom 24. Juli die Auffassung, daß der Krieg, weil und so lange er ein Verteidigungskrieg sei, von den deutschen Arbeitern „bei vollkommener Aufrechterhaltung des demokratischen und sozialistischen Prinzips“ unterstützt werden müsse.

So hat im Jahre 1870 die deutsche Sozialdemokratie „das Vaterland verraten“! Dann aber kam alsbald der wirkliche Vaterlandsverrat am Staat, der „patriotischen“ deutschen Bourgeoisie. Als die beschlossene Kriegsanleihe effektiviert werden sollte, wurde sie erheblich unterzeichnet. Die deutschen Kapitalisten gingen sehr zaghaft an sie heran, da man ja noch nicht wissen konnte, wie des Krieges Würfel fallen würden. Als dann aber der Sieg der deutschen Waffen so gut wie entschieden war und Frankreich eine Kriegsanleihe aus schrieb, trugen die deutschen Kapitalisten kein Bedenken, sich an ihr hervorragend zu beteiligen und so die feindliche Macht zu unterstützen.

Wie wär's, wenn die „Deutsche Tageszeitung“ sich mal mit diesem Schandfleck des deutschen Patriotismus beschäftigte?

#### Die südwestafrikanische Kolonialarmee.

Die Organisation der südwestafrikanischen Schutztruppe, ist jetzt, so lesen wir in der bürgerlichen Presse, vom Oberkommando der Schutztruppen festgelegt worden. Zunächst werden alle überzähligen Truppen und diejenigen Mannschaften, deren Verpflichtungen demnächst ablaufen, in die Heimat mittels Truppentransporten gesandt. Als überzählig werden 3000 Mann zurückgesandt, ferner 2000 Mannschaften, deren Dienstverpflichtung abgelaufen ist, im ganzen müssen also von dem am 1. April in der Kolonie anwesenden 7160 Mann 5000 Mann zurückgehen, so daß 2160 in der Kolonie bleiben würden. Von diesen 2160 scheiden etwa 400 als Ansiedler noch aus, so daß schließlich nur 1760 als Rest in der Kolonie bleiben. Da die Schutztruppe vom 1. Oktober ds. Js. ab 4000 Mann stark sein soll, müssen also in der Heimat 2300 Mann neu angeworben und in die Kolonie entsandt werden. Die Heimführung obiger 5000 Mann kann aber nur allmählich erfolgen, da die Stationsbesatzungen, die nach Deutschland zurückkehren sollen, erst abgelöst werden können, wenn die Ersatzmannschaften aus Deutschland eingetroffen sind. Diese Ablösungen und die Heimsendungen werden noch den ganzen Sommer in Anspruch nehmen.

Nach den neuesten Bestimmungen wird sich die Schutztruppe vom 1. Oktober d. J. zusammenfassen a) aus der sogenannten „fechtenden Truppe“, b) aus Etappen, Rückwärtsverbindungen, Lazaretten und Depots, sowie aus den technischen Truppenkörpern. Die fechtende Truppe besteht 3020 Köpfen (170 Offiziere, 2850 Mannschaften). Sie wird gegliedert in 17 Feldkompagnien, durchschnittlich 120 Mann, 4 Maschinengewehrszügen, 3 Feld- und 3 Gebirgsbatterien. Die Infanterie wird 2033, die Artillerie 980 Mann stark sein. Die nichtfechtenden Truppen bestehen aus 2 Pioniertruppen (108 Mann), 4 Signalabteilungen (418 Mann), 12 Proviantämtern, 6 Lazaretten, 10 Depots (295 Mann), insgesamt 3988 Mann inklusive fechtender Truppe.

Zu dieser Schutztruppe kommt bekanntlich noch eine Polizeitruppe von 1200 Mann!

An dem Dislozierungsplan der Schutztruppen ist interessant, daß im Hererogebiet nur 777 Mann garnisoniert werden sollen, in dem Gebiet der friedlich gebliebenen Damara- und Hottentottenstämme gar nur 169 Mann. Der Rest von mehr als 3000 Mann verteilt sich auf die Besetzung des Ovambo-Landes und des Gebietes der völlig niedergeworfenen und zum größten Teil ausgerotteten kriegerischen Hottentottenstämme. Die ganze Verteilung der Truppe beweist, daß die 4000 Mann Schutztruppen nichts anderes sind, als jene Kolonialarmee, die man seinerzeit bereits in Ostafrika zu schaffen gedachte, die man aber nunmehr nach Südwestafrika verlegt hat.

## Zwischen Geldsack und Patriotismus — eine schwere Wahl.

Die „Frankfurter Zeitung“ macht auf die drohende Kohlennot aufmerksam, die man der wucherischen Preispolitik des Kohlenyndikats zu verdanken hat, und schreibt dabei über die Ausfuhrpolitik des Syndikats:

„über die Exportpolitik des Kohlen-Syndikats, diese wichtigste Seite der Kartell-Tätigkeit, sucht man in der kürzlich vom Reichsamt des Innern herausgegebenen amtlichen Denkschrift vergeblich nach Material: das Syndikat hat vor der Enquete-Kommission jede Aussage darüber verweigert! Um so mehr kann man in Rheinland-Westfalen selbst über die Auslandsverkäufe des Syndikats hören, und was man hört, ist Born und Erbitterung über die Art, wie das Syndikat der ausländischen Konkurrenz deutsche Kohle oft zu lächerlich niedrigen Preisen liefert, während es im Innern auf Grund seiner Monopolstellung die Kohlenpreise in die Höhe schraubt. So ist das Syndikat in der letzten wirtschaftlichen Krisis vorgegangen, so ist es auch noch im vergangenen Jahre verfahren, es hat zu Beginn des Jahres, weil es nicht mehr an die Fortdauer der Konjunktur glaubte, riesige Auslandsverkäufe zu niedrigsten Preisen vorgenommen, die dann natürlich auch erfüllt werden mußten, als der deutsche Bedarf sich fortgesetzt hob. Diese falsche Absatzpolitik des Syndikats (die eben noch viel verhängnisvoller wirken muß, als die Fehler einzelner bei freier Konkurrenz) trägt die Schuld daran, daß im vorigen Jahre in Deutschland bereits Kohlenknappheit herrschte, während 19 1/2 Millionen Tonnen deutscher Kohle, noch 1 1/2 Millionen mehr als im vorausgesehenen Jahre, nach Belgien, Holland, Frankreich, Österreich, Rußland und der Schweiz verschickt wurden. In diesem Jahre ist das Syndikat anscheinend vorsichtiger gewesen; es hat sich von der Peripherie zurückgezogen, viele Auslandspositionen aufgegeben; es erlaubt jetzt auch seinen deutschen Abnehmern, wenn sie besonders darum einkommen, den sonst verbotenen Bezug fremder Kohle, und kauft sogar selbst englische Kohle, um damit im Aus- und Inlande Verträge abzuschließen. Aber was hilft's? Schon bis Ende Mai ist die Kohleneinfuhr, für die jetzt natürlich die höchsten Preise gezahlt werden müssen, um mehr als eine Million Tonnen geblieben, nur klagen die Fabrikanten, daß sie die fremde Kohle nicht verwenden können — die Ausfuhr aber ist bisher kaum um eine Viertelmillion zurückgegangen, sie hat allein in den fünf Monaten fast 8 Millionen Tonnen betragen, die der deutschen Industrie entzogen wurden; und trotz des wachsenden Kohlenmangels wird in unter weiter exportiert, da die einmal gemachten Auslandsabschlüsse eingehalten werden müssen. Das Syndikat begründet die Auslandsverkäufe mit der Notwendigkeit, für die Schwankungen des heimischen Bedarfs und namentlich für die Zeiten eines Konjunktur-Rückganges sich ein Abflußventil nach dem Auslande zu erhalten. Aber diese an sich richtige Erwägung ist noch kein Beweis für die Richtigkeit der wirklich vorgenommenen einzelnen Auslandsabschlüsse nach Höhe und Preis. Und deshalb ist sie auch noch keine Rechtfertigung der gegenwärtigen Situation. Die nationalen Kohlenpreise sind kein Spekulationsobjekt, für dessen Bewertung allein der Gesichtspunkt der höheren Aktien- und Dividende maßgebend sein dürfte, sondern sie sind das natürliche und unentbehrliche Hilfsmittel der deutschen Industrie und als solche zu behandeln. Und darum wiederholen wir die Frage: was soll im Herbst werden? Will das Syndikat es wirklich zu einer Kohlennot kommen lassen?“

Das Kohlen-Syndikat besteht in seiner Mehrheit bekanntlich aus waschechten Nationalliberalen. Hier werden sie, die sich das ganze Jahr über, namentlich aber bei Wahlen, nicht genug mit ihrem Patriotismus, ihrer „nationalen“ Politik brüsten können, der schamlosten Ausbeutung ihrer eigenen Landsleute und der profitgierigen Bevorzugung des Auslandes gegenüber dem Inlande überführt. Solche Enthüllungen zeigen, welchen Nutzen die Bourgeoisie daraus zieht, daß sie die Klinke der Gesetzgebung in der Hand hat. Würden nicht die Interessen des Großkapitals auch im Staatsleben ausschlaggebend sein, so hätte man längst dem Unfuge des Kohlenyndikats durch Verstaatlichung des Bergbaues ein Ende bereitet. Vorläufig aber siegt bei dem Wettstreit zwischen Geldsack und Patriotismus allemal der Geldsack!

#### Herr Arendt in tausend Ängsten.

Herr Arendt scheint es schwül zu Mut zu sein, denn zum zweitenmal benutzt er schon ihm ergebene Organe, um für seine verfahrenere Sache zu plädieren. So schreibt die „Tägl. Rundschau“:

Zur Angelegenheit Dr. Arendt — Frau Geheimrat Kayser erfahren wir, daß es dem Abgeordneten Dr. Arendt gelungen ist, eine Reihe von Briefen und amtlichen Aktenstücken aufzufinden (darunter auch ein Brief von der Hand des verstorbenen Ministerialdirektors Dr. Kayser), welche die von Frau Dr. Kayser gegen Dr. Arendt ausgesprochenen und im Münchener Beters-Brosch beschworenen Anschuldigungen völlig widerlegen. Das sogenannte Tagebuch ist in Wahrheit ein Teil der Rede, die Herr Kayser am 19. Oktober 1896 im Kolonialrat hielt, mit einer Abänderung, die zu der wirklich gehaltenen Rede wie zu den Tatsachen im vollsten Widerspruch steht. Besonders auffallend erscheint, daß das sogenannte „Tagebuch“ offenbar nicht dem Wortlaut der Rede, sondern dem Auszug aus dieser Rede entspricht, welchen die „Vossische Zeitung“ im Dezember 1906 zum Wiederabdruck brachte. Es liegt demnach der dringende Verdacht vor, daß auch das „Tagebuch“ ebenso wie die ganze Szene am Krankenbett des Dr. Kayser nur in der Phantasie der Frau Dr. Kayser besteht. Der Abgeordnete Dr. Arendt ist jetzt, nachdem er das Material zusammen hat, damit beschäftigt, eine eingehende Darstellung seiner Verhandlungen mit Dr. Kayser zu schreiben und an der Hand der aufgefundenen Briefe und Aktenstücke die gegen ihn erhobenen Vorwürfe zurückzuweisen. Schon jetzt aber steht fest, daß die sozialdemokratische Presse sich einmal wieder grundlich bloßgestellt hat. Die schweren Beleidigungen, die sie gegen Dr. Arendt aussprach, werden noch eine Reihe von Strafprozessen zur Folge haben.

Die Vögel, die zu früh singen, frisst die Kage, und besonders wenn sie so laut singen, wie hier Herr Arendt.

#### Rußland.

Der Kadettenkongress verboten. Die russische Regierung macht jetzt ganze Arbeit: kurz und bündig hat sie auch die Kadetten unter die revolutionären Parteien

geworfen, offenbar zum Dank für die Verdienste, die der die Kadetten in der zweiten Duma den Wünschen der Regierung nachkamen. Die russische Korrespondenz erhält das nachstehende Telegramm aus Petersburg: „Die Abhaltung eines Kongresses der Kadettenpartei ist endgültig verboten worden. Als offizieller Grund wird angegeben, die Kadetten seien eine revolutionäre Partei. Das für die baltischen Provinzen bestimmte Parteiblatt der Kadetten, „Postimees“, das von Rechtsanwalt Lönnison redigiert wurde, ist von der Zensurbehörde unterdrückt worden. 120 Personen sind wegen ihrer angeblichen Zugehörigkeit zur revolutionären Militärorganisation unter Anklage gestellt worden.“

### Korea.

**Aufbruch.** Dem „Daily Telegraph“ wird aus Tokio telegraphiert: In Seoul herrscht das Kriegsgesetz. Die Zensur der Telegramme hat begonnen.

## Aus Lübeck und Nachbargebieten.

Donnerstag, den 25. Juli.

**Eine Versammlung der Bürgerchaft** findet am kommenden Montag vormittag statt. Die Tagesordnung lautet: I. Mitteilungen des Senates. II. Anträge des Senates: 1. Wiederholte Beratung des Antrages auf Abänderung des Art. 1 und 3 des Gesetzes vom 15. Dezember 1902, das lübbeckische Staatsbürgerrecht betreffend. 2. Bewilligung von 145 100 Mk. für Sektverbesserungen in St. Lorenz-Vord. 3. Verkauf von Staatsareal an die Firma Schetelig u. Nölck sowie Abänderung des Bebauungsplanes und der Grenzen des Wohnviertels in der Vorstadt St. Jürgen. 4. Herstellung eines Radfahrweges in der Cronsförder Allee von der Nageburger Allee bis zur Geninerstraße. 5. Bauische Veränderungen in der I. St. Gertrud-Knabenschule. III. 1. Wiederholte Beratung des Antrages Wisse II, betr. Ersuchen an den Senat über Vergabung von staatlichen oder städtischen Arbeiten und die Anerkennung der zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer vereinbarten Lohn- und Arbeitsbedingungen zc. durch die Unternehmer. 2. Wiederholte Beratung der Anträge Wisse II: 1. betr. Ersuchen an den Senat wegen Errichtung 1) einer Fürsorge für Tuberkulose und Lungentranke, 2) einer Wadberholungsstätte; 2a. betr. Ersuchen an den Senat wegen 1) einer Fürsorge für Mütter und Säuglinge, 2) der Errichtung von Milchküchen zur Vereitung von Säuglingsmilch, 3. Stillprämien an Mütter und Hebammen; b. eventuell: Ersuchen an den Senat, mit der Bürgerchaft in gemeinsamer Kommission über Maßregeln zur Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit zu beraten. 3. Wiederholte Beratung des Antrages Schneider betr. Ersuchen an den Senat um Erweisung, ob die Beiträge zu Pensionskassen, welche den im lübbeckischen Staate Einkommensteuer zahlenden Beamten von ihrem Gehalte gekürzt werden, ferner die Beiträge zur Invaliditäts- und Altersversicherung, sowie die Lebensversicherungsprämien bis zu einem Betrage von 300 Mk. als abzugsfähig von dem zu versteuernden Einkommen zu erklären sind.

**Der Bürgerausschuß** beschäftigte sich in seiner gestrigen Sitzung mit einem Senatsantrag betr. Verkauf von Staatsland an die Firma Schetelig u. Nölck zum Zwecke der Vergrößerung ihres Fabrikbetriebes. Der Preis pro Quadratmeter ist auf 5,50 Mk. festgesetzt worden. Der Bürgerausschuß erklärte sich gutachtlich für diesen Antrag und genehmigte auch einen Nachtrag zur Verordnung vom 2. November 1895, nach dem dieses Grundstück, da es zum Fabrikbetrieb gebraucht werden soll, aus dem Wohnviertel ausgeschieden wird. Auch wurde der Bebauungsplan für die Vorstadt St. Jürgen dahin abgeändert, daß die Verlängerung der jetzigen Biethenstraße nach der Wafenstraße eine neue Lage erhält. Ein weiterer Senatsantrag betraf die Gewährung von Witwen- und Waisengeld an die Hinterbliebenen des Schleusenmeisters Hansen. Dieser ist im Mai d. J. gestorben. Da er erst am 13. Juni 1900 feitsangestellt wurde, war er noch nicht pensionsberechtigt. Der Bürgerausschuß bewilligte der Witwe vom 1. September 1907 ab auf die Dauer von 5 Jahren ein Witwengeld von 216 Mark jährlich und für die vorhandenen drei Kinder ein solches von je 48 Mk. 20 Pf. Mit Rücksicht auf den auf Preußen entfallenden Anteil an den Kosten der Verwaltung des Elbe-Trave-Kanals sind die Zahlungen für das laufende Jahr aus den für die Kanalstrecke Laubenburger Schleuse bis Geniner Straßenbrücke bereitgestellten Mitteln zu entnehmen, für die Folge aber an der entsprechenden Stelle in den Voranschlag einzustellen. Zur Ausführung von Vorarbeiten behufs Erschließung von Grundwasser für die Wasserversorgung Lübecks waren früher 5000 Mark bewilligt worden. Die Bohrungsarbeiten haben aber noch nicht abgeschlossen werden können. Um eine Unterbrechung zu vermeiden, wurden weitere 6000 Mark bewilligt. Zur Deckung ihrer Mehrausgaben für Bureau- und sonstige Kosten wurde der Steuerbehörde ein Betrag von 1316,99 Mark nachbewilligt. Zur Mitgenehmigung der Bürgerchaft wurde empfohlen, daß der Baudeputation zur Vergrößerung der Flure der I. St. Gertrud-Knabenschule, sowie zur Errichtung einer Zentralheizung in derselben 18 400 Mk. sowie zur Ausstattung der Klassenräume des Schulgebäudes mit neuen dreißtägigen Hippau-Räumen der Betrag von 4650 Mk. zur Verfügung gestellt werde. Gutachtlich befürwortet wurde ein Senatsantrag, einen Radfahrweg zur Verbindung des in der Cronsförder Allee bis zur Geninerstraße schon vorhandenen Radfahrweges mit der Mühlenortbrücke mit einem Kostenaufwande von 7800 Mk., soweit erforderlich und Rechnungsaufgabe vorbehalten, herzustellen.

**Änderungen in der Höhe des Brückengeldes für die Benutzung der Herrenbrücke.** Der Bürgerausschuß hatte sich gestern mit einem Senatsbescheid folgenden Inhalts zu beschäftigen: Nachdem sich infolge der Anstellung größerer Fabriken in der Nähe der Herrenbrücke die Zahl der Personen, die zu Fuß oder mit Fahrzeugen aller Art regelmäßig wiederkehrend und häufig mehrmals an einem Tage die Brücke zu passieren haben, stark zugenommen hat, sind dem Senat wiederholt Anträge entgegengesandt, die Abgaben für die Benutzung der Brücke zu ermäßigen. Die Prüfung der Anträge hat zu dem Ergebnis geführt, daß die Behörden die Zulassung von Zeitkarten für Fußgänger, Radfahrer, Kraftfahrer, Fuhrwerke und Kraftwagen in Vorschlag gebracht haben, sowie empfehlen, die von einem Radfahrer mit seinem Rade zu zahlende Abgabe von 10 auf 5 Pf. herabzusetzen, dagegen die Gebühr für das einmalige Passieren eines Kraftwagens von 25 auf 35 Pf. zu erhöhen, von einem Fahrer mit einem Motorrad eine Abgabe von 10 Pf. zu erheben und in dem neuen Tarife Strafbestimmungen aufzunehmen, auf Grund deren Hinterziehungen des Brückengeldes oder sonstige Verstöße gegen die Tarifbestimmungen, soweit sie nicht durch allgemeine Strafbestimmungen getroffen werden, geahndet werden können. Diese Erwägungen haben zur Aufstellung der neuen Verordnung, betr. die Erhebung eines Brückengeldes für die Herrenbrücke, geführt, für deren Erlass der Senat die Mitgenehmigung der Bürger-

Bürgerausschuß mit diesem Verordnungsentwurf zu beschließen. Im Verlaufe der Beratung beantragte Freitag, im § 1 statt „für einen Kraftwagen 0,35 Mk.“ zu setzen: „für einen Kraftwagen 0,50 Mk.“; Mühsam wünschte im § 1 zwischen dem ersten und zweiten Absatz folgende Bestimmung: „Für die auf den Fuhrwerken und Kraftwagen befindlichen oder zu ihnen gehörenden Personen ist neben der Abgabe für die Fahrzeuge auch das Personen-Brückengeld zu zahlen“ eingefügt zu setzen und Dr. v. Brocken beantragte, den letzten Absatz des § 1 folgendermaßen abzuändern: „Für die Personen oder Güter, welche auf den der Abgabe unterliegenden Fuhrwerken oder Kraftwagen befördert werden, sowie für kleine Kinder, die von Fußgängern auf dem Arm getragen oder in einem Kinderwagen gefahren werden, ist kein Brückengeld zu erheben.“ Bei der Abstimmung über diese Anträge wurde festgestellt, daß der Bürgerausschuß nicht mehr beschlußfähig war und infolgedessen die Beratung abgebrochen. Wir sind prinzipiell gegen die Zahlung von Brückengeld. Die Einnahmen, welche aus demselben erwachsen, stehen in gar keinem Verhältnis zu der Erschwerung des Verkehrs, die dadurch entsteht. Den größten Teil des Brückengeldes müssen übrigens die Arbeiter aufbringen, welche in den in der Nähe der Brücke befindlichen industriellen Anlagen tätig sind.

**Vom ehelichen Güterrecht.** Die Bestimmungen über das eheliche Güterrecht nehmen im Bürgerlichen Gesetzbuch einen sehr großen Raum in Anspruch. Wir wollen aber die wichtigsten Vorschriften hier kurz anführen. Das Vermögen der Frau wird durch die Eheschließung der Verwaltung des Mannes unterworfen. Das Verwaltungsrecht des Mannes gibt ihm aber nicht die Befugnis, über das eingebrachte Gut der Frau ohne ihre Zustimmung zu verfügen; dagegen kann der Mann ohne Zustimmung der Frau über Geld und andere verbrauchbare Sachen der Frau verfügen. Das zum eingebrachten Gut gehörende Geld hat der Mann mündelicher anzulegen. Zur Verfügung über eingebrachtes Gut bedarf die Frau der Einwilligung des Mannes. Hat die Frau selbständig über eingebrachtes Gut verfügt, so ist dies unwirksam, sofern der Mann seine Genehmigung verweigert. Aber das Vorbehaltsgut der Frau hat der Mann kein Verfügungsrecht. Dierher gehören vor allem die Kleider, Schmuckfachen und Arbeitsgeräte der Frau, dann aber auch, was die Frau durch ihre Arbeit erwirbt; weiter zählen zum Vorbehaltsgute Vermächtnisse und Erbschaften, wenn der Erblasser verfügt hat, daß die Zuwendung Vorbehaltsgut sein soll. Erteilt der Mann der Frau die Einwilligung zum selbständigen Betrieb eines Gewerbsgeschäfts, so ist seine Zustimmung zu solchen Rechtsgeschäften nicht erforderlich, die der Geschäftsbetrieb mit sich bringt. Ebenso bedarf die Frau nicht der Zustimmung des Mannes zur Annahme oder Ablehnung einer Erbschaft, einer Schenkung und dergleichen. Auch kann die Frau selbständig einen Widerspruch gegen eine Zwangsvollstreckung gerichtlich geltend machen. Die Gläubiger des Mannes können nicht Verdringung aus dem eingebrachten Gut verlangen. Die Gläubiger der Frau hingegen haben im allgemeinen diesen Anspruch. Ist zwischen den Eheleuten keine besondere Vereinbarung getroffen worden, so gilt die Verwaltungsgemeinschaft. Auf Aufhebung der Nutznießung kann die Frau klagen: wenn der Mann ihr Vermögen unordentlich verwaltet, so daß sie Schaden daraus zu befürchten hat; wenn der Mann der Frau und den Kindern keinen Unterhalt gewährt und für die Zukunft eine erhebliche Gefährdung des Unterhalts zu befürchten ist; wenn der Mann entmündigt ist. Durch Ehevertrag kann die Verwaltung und Nutznießung des Mannes an dem Vermögen der Frau aufgehoben werden. Es tritt alsdann Gütertrennung ein. In diesem Falle hat die Frau einen angemessenen Beitrag zur Bestreitung des ehelichen Aufwandes zu leisten. Der Ehevertrag muß vor einem Notar geschlossen werden. Das Vermögen des Mannes und das der Frau werden durch die allgemeine Gütergemeinschaft gemeinschaftliches Vermögen beider Ehegatten (Gesamtgut), auch die einzelnen Gegenstände werden Gesamtgut. Von dem Gesamtgute sind aber ausgeschlossen diejenigen Gegenstände, die zum Vorbehaltsgute gehören. Der Mann wird Verwalter des Gesamtgutes. Er muß aber, wenn er ein Rechtsgeschäft und dergleichen abschließen will, dazu die Einwilligung der Frau einholen. Schenkungen, durch die einer fälligen Pflicht entprochen wird, darf der Mann ohne Einwilligung der Frau machen. Verweigert die Frau ihre Einwilligung, so kann der Mann das Vormundschaftsgericht anrufen. Der Mann ist der Frau für die Verwaltung des Gesamtgutes nicht verantwortlich. Aus dem Gesamtgute können in der Regel die Gläubiger des Mannes wie auch der Frau Verdringung verlangen. Auf Aufhebung der Gütergemeinschaft kann die Frau klagen, wenn der Mann leichtsinnig wirtschaftet, verschwendet, nicht für die Familie sorgt, entmündigt wird usw. Auch der Mann kann auf Aufhebung klagen, wenn das Gesamtgut durch die Frau so überschuldet ist, daß ein späterer Erwerb des Mannes erheblich gefährdet wird. Wenn das Urteil gesprochen ist, tritt Gütertrennung ein. Nach Beendigung der Gütergemeinschaft steht die Verwaltung beiden Ehegatten gemeinschaftlich bis zur Erledigung der Auseinandersetzung zu.

**Konkursöffnung.** Über das Vermögen des Schneidermeisters G. Chr. Witt in Lübeck, Krähenstraße Nr. 34, geschlecht vertreten durch seinen Pfleger, den Schneider Hermann Stevers in Lübeck ist am 23. Juli 1907, nachmittags 7 Uhr das Konkursverfahren eröffnet. Der Rechtsanwalt Dr. Muus in Lübeck wird zum Konkursverwalter ernannt.

**Eine wohlangebrachte Bitte.** Menschen, wenn ihr ins Grüne geht, schonet die Fluren und die Tierwelt! Freuet euch der schönen Natur, aber beraubt sie nicht ihres Schmuckes, zerstört und quält nicht! Tragt nicht gar so viele Blumen weg, begnügt euch mit einem Sträußchen! Verlehet die Bäume nicht durch Abreißen der Zweige und Äste. Wer das Schöne wahrhaft liebt, wer es weiß, wie kunstvoll Blatt und Blume gebaut sind, wird sich nie solcher Verwüstung schuldig machen. Gömmt den Vögeln, Schmetterlingen, Käfern, Mäusen und anderen Tieren ihr kurzes Leben und die Freiheit! Auch das unscheinbarste Wesen hat in der Natur einen Zweck zu erfüllen und möchte seines Daseins froh werden. Ein hilfloses Geschöpf zu ängstigen, zu quälen, ist eines Menschen unwürdig.

**Einer schweren Gefahr entging** hier nur mit knapper Not der Landgraf von Hessen. Dieser war von seiner Sommerresidenz Banker bei Lützenburg im Automobil nach hier gekommen, um mit dem D-Zug seine Fahrt fortzusetzen. Bei dem Bahnübergang hinter der neuen äußeren Holstenbrücke fuhr der Chauffeur, den der starke Fuhrwerksverkehr am Ausblick stark behinderte, gegen die herabgelassenen Schranken gerade in dem Augenblick, als eine Lokomotive vorüberfuhr. Der Anprall des Kraftfahrzeugs war so heftig, daß die dicken eisernen Stangen verbogen wurden. Die Schranke hielt aber stand und so kam das Automobil zum Stehen. Von den Insassen wurde niemand verletzt. — Diese Sensationsnotiz veröffentlicht die bürgerliche Presse Lübecks und vieler anderer Städte. In Wirklichkeit handelt es sich um ein ganz unbedeutendes Vorkommnis, von dem niemand Notiz genommen hätte.

Fürstenthales um den Hausdiener irgend eines Geschäftes gehandelt hätte. So aber mußte aus einer Mücke ein Elefant gemacht werden; das lohnte sich wenigstens, denn für die Feile gibts 10 Pf.

**Die Hundstage** fallen in die Zeit vom 23. Juli bis 23. August. Die Hundstage wurden von den alten Griechen so benannt nach dem Frühlingsgang des Syrinx (Hundsstern). Die Zeit der Hundstage war in Griechenland durch große Hitze und nach dem Hippokratés auch durch schwere Gallenkrankheiten ausgezeichnet. Im Mittelalter ruhte an mehreren Orten selbst der Gottesdienst während dieser Zeit.

**pb. Diebstahl.** Ein früherer Kaufmannslehrling, der sich eine goldene Damenuhr und ein Sparfahnenbuch rechtswidrig angeeignet, wurde zur Anzeige gebracht. Er hatte bereits 200 Mark von dem Spargelde erhoben.

**pb. Der Unterschlagung verdächtig.** Gegen den Würthmacher Karl Mene, geboren am 13. August 1877 in Leipzig, der dringend verdächtig ist, seinem Meister 13,50 Mk. unterschlagen zu haben, wurde Anzeige erstattet. Mene ist etwa 1,65 Mtr. groß, ist und dunkles Haar, dunklen Schnurrbart, rundes Gesicht, gesunde Gesichtsfarbe und untere Statur hat, ist flüchtig. Er trägt dunkles kariertes Jackett und gestreifte Hose.

**pb. Festgenommen** wurden zwei finnische Seelute, die in verfloßener Nacht an der Untertrave einen Schlosser gestohlen mitgenommen. Der Mithandelte erhielt einen Arrest in den Räden, und ist so schwer verletzt, daß er dem Krankenhaus übergeben werden mußte.

**Stadthallen-Theater.** Aus dem Theater-Bureau schreibt man uns: Am Freitag geht „Der Dieb“ von Mermet in anerkannt vorzüglicher Besetzung in Szene. Am Samstag findet keine Vorstellung statt. Am Sonntag wird die entzückende Operette „Der Bettelstudent“ eine kostümliche Aufführung erleben. Die Regie hat in derselben alles aufgeboten, was ihr zur Seite stand und so muß dieselbe als recht gut hingestellt werden. Frau Direktor Wronski wie H. Vohar, welche die Laura und Bronislaw spielen, bieten so prächtige Leistungen, daß die Operette von Beginn an schon gewonnen hat.

**Wilhelm-Theater.** Man schreibt uns: Morgen geht neu einstudiert der urkomische Schwank „Der Millionärfresser“ in Szene. In der Hauptrolle sind beteiligt die Damen Hartmann, Deutloff, Campmann und Behr; die Herren Norden, Hund, Falk und Hof. Die kostümliche vollstündliche Sonnabend-Vorstellung bringt die letzte Wiederholung von Sudermanns: „Johannissener“ in der Aufführung von: „Was ihr wollt“, statt, und außerdem das entzückende Schönländische Lustspiel: „Klein Dorrit.“ Für diese große Doppel-Vorstellung bleiben die gewöhnlichen Preise bestehen.

**Udesloe.** Entlarvter Verleumder. Zur letzten Landtagsberatung erschien im Udesloe-Landboten ein Sprechartikel, gezeichnet „K. W.“ ein „Nationalliberaler“, in welchem es unter anderem heißt: „Stand er, Sprößling, bei den letzten Reichstagswahlen in den vordersten Reihen gegen die sozialdemokratischen Jakobiner und ihren schmählichen Führer Reich? Das offene Auftreten dagegen ist kein kleines Stück, wenn man den mächtigen Einfluß dieses Berggenossen auf die vorderen Arbeiter in Betracht zieht, deren Herr und Gebieter er wahrhaftig ist, die ihm sozusagen tributpflichtig sind und ihn so prächtig aushalten, daß er die schönsten Vabereiten unternehmen kann.“ Diese den Genossen Rasch gänzlich unannehmliche und schwer beleidigenden Sätze gaben unsern Genossen Anlaß zu einer Klage gegen den verantwortlichen Redakteur des „Landboten“, die gestern zur Verhandlung kam. Nachdem dem Beklagten auseinandergesetzt war — was er noch nicht zu wissen schien — daß er als Verantwortlicher auch für Sprechartikel haften und daß der beleidigte sehr legal handle, wenn er sich überhaupt zu einem Vergleich herbeilasse, bequeme er sich zu folgender Erklärung: „Parteien schließen folgenden Vergleich: Der Angeklagte nennt als Verfasser des hier fraglichen Artikels den Kaufmann Runo Waltemath in Wandersbet und verpflichtet sich, im „Udesloe Landboten“ innerhalb 14 Tagen im redaktionellen Teil folgendes zu veröffentlichen: „Da Nr. 116 unseres Blattes vom 22. Mai 1907 habe ich ein „K. W.“ unterzeichnetes Eingeladent angenommen, in welchem es unter anderem heißt: (folgt der oben wiedergegebene inkriminierte Passus). — Ich gebe meinem Bedauern Ausdruck, daß dieser Artikel in dem von mir redigierten Blatte Aufnahme gefunden hat, und erkläre, daß mir keinerlei Beweise für die darin über Herrn Rasch aufgestellten Behauptungen zur Seite stehen. Ich übernehme die Kosten des Verfahrens. Privatkläger zieht die Klage zurück.“ Das der einknifflige Ausgang einer Aktion, die aus den Reihen des Wirtschaftlichen Schutzverbandes gegen einen bekannten Sozialdemokraten gerichtet wurde. Denn Herr Runo Waltemath gehört zu den hervorragenden Männern des „W. Sch.“, der sich die Bekämpfung resp. Beschimpfung der Sozialdemokratie zur Aufgabe gemacht hat. Er hat einen hübschen Beitrag zur Geschichte der bürgerlichen Kampfesweise geliefert. Und so wie er, kämpfen sehr viele unserer Gegner.

**Samburg.** Genosse Görlig, Redakteur des „Safenarbeiter“ wurde wegen Vergehen gegen § 130 (Anreizung verschiedener Berufsstände zu Gewalttätigkeiten zc.) und gegen § 110 (Aufsorderung zum Ungehorsam gegen Gesetze), begangen in einem Artikel des „Safenarbeiter“ und einer Rede während der Aussperrung der Saenarbeiter angeklagt und am vorigen Mittwoch kam die Sache zur Verhandlung. Gestern wurde das Urteil verkündet. Der Staatsanwalt hatte, unter Aufgabe der Anklage auf Grund § 110, nur auf Grund des § 130 eine Gefängnisstrafe von 6 Monaten, der Verteidiger Dr. Perz (Altona) Freisprechung beantragt. Das Gericht verurteilte den Angeklagten, unter Freisprechung im übrigen, nur wegen der Rede auf Grund des § 130 zu einer Gefängnisstrafe von 1 Monat. Das Gericht ist dabei von der Ansicht ausgegangen, wie die im Auszuge kurz mitgeteilten Urteilsgründe erkennen lassen, daß die Rede während der Aussperrung, wo eine gewaltige Aufregung bei den Ausgesperrten, die Zuhörerschaft bei jener Rede war, vorhanden war, wohl geeignet war, die Zuhörer oder doch einen Teil derselben zu Gewalttätigkeiten gegen die Reeder geneigt zu machen. Damit aber sind die objektiven Tatbestandsmerkmale des § 130 gegeben, und mußte die Verurteilung des Angeklagten erfolgen.

**Samburg.** Zur Aussperrung der Steinseger in Samburg. 1500 Mk. Kondemnationstrafe sollen, wie das Samburger „Volksblatt“ schreibt, die Steinseger zahlen, wenn sie den Gehilfen vor dem 1. Mai 1908 — so lange soll die Aussperrung dauern — irgend welche Zugeständnisse machen! Die Leute haben sich vorher wohl nicht überlegt, daß sie damit selbst den Kopf in die Sacklinge stecken, die der Arbeitgeberverband in der Hand hat, und nach Bedarf und Laune etwas fester oder looser zusammenzieht, je nachdem. Noch selten hat man eine Krautergesellschaft sich mit so wenig Eleganz aber mit desto mehr Selbst-

geföhlt in die Messen legen sehen, wie die Darburger Steinfegelmöster getan haben. Sie fühlen sich durch die Abmachungen gebunden, und mit gebundenen Händen müssen sie zusehen, wie die jetzt öffentlich ausgeschriebenen Arbeiten ihnen von auswärtigen Firmen vor der Nase weggeschminkt werden. Soll doch sogar beim Darburger Magistrat Neigung bestehen, dortigen Unternehmern keine Arbeit eher zu geben, bis die Streitigkeiten zwischen Meistern und Arbeitern geschlichtet sind. Im Interesse der Allgemeinheit, der Steuerzahler, wäre das auch sehr vernünftig gehandelt.

Gemisse genügend, Blumentohl, d. Kopf 0,30—0,40 Mt., Apfel, verschiedene pr. 100 Pfd. — Mt., Pfäulen, pr. 100 Pfd. — Mt., Rirschen Pfd. 25 Pfg., Zwiebeln, hiesige, 100 Pfd. — Mt., Gurken 100 Pfd. — Mt., Kartoffeln, beste, 100 Pfd. — Mt., Kohl, 100 Pfd. — Mt., Süßwasserfische genügend, Kartoffeln pr. 10 Liter 60—80 Pfg. — Schleie Pfd. 1,80 Mt.

**Literarisches.**  
Von der Neuen Gesellschaft, (Herausgeber Dr. Heinrich Braun und Lily Braun, Verlag: Berlin NW 6, Charitestr. 3. Verbandshaus des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes. Preis für das Einzelheft 10 Pf. Probehefte kostenlos) ist soeben das 4. Heft erschienen, das folgenden Inhalt hat: Ernst Reinhardt: Um die Lokalfisten. — Marie Feuch: Die verfassungsgemäße Gewährleistung der persönlichen Freiheit. — (Erebnisse einer Frau). — Gewerkschaft und Konsumvereine. Eine Auseinandersetzung zwischen Hans Dreher, Max Josephson und Wilhelm Schröder. — Johannes Heiden (Frankfurt a. M.): Was wendet der Arbeiter für Bildungszwecke auf? — Gewerkschaftliche Umschau. — Lily Braun: Abseits vom Wege. — Glossen.

**Handels- und Marktnachrichten.**  
Lübeker Marktpreise vom 24. Juli.  
Bauern-Butter Pfd. 1,05—1,10 Mt., Meierei-Butter Pfd. 1,20 Mt., Hasen — Mt., Enten — 3,25 Mt., Schner 1,60—2 Mt., Küten Stk. 1,20 Mt., Tauben Stk. 0,55 bis 0,60 Mt., Gänse Pfd. — Mt., Fliedgans — Mt., Schweinskopf Pfd. 0,45 Mt., Schinken Pfd. 0,95—1,00 Mt., Wurst Pfd. 1,25—1,30 Mt., Eier 8 u. 9 Stk. 60 Pfg., Karpfen Pfd. — Mt., Geräuch. Lachs Pfd. 1,00—2,00 Mt., Karaschen Pfd. 80 Pfg., Hechte Pfd. 70 Pfg., Barsche Pfd. 60 Pfg., Aal Pfd. 0,90—1 Mt., Heringe 2 10 Pfg., Dorsche genug, Brachsen Pfd. — Pfg.,

**Getreidepreise.** Lübeck, 24. Juni.  
Weizen, 127—132 Pfd. holl. 205—210 Mt. Roggen 118—123 Pfd. holl. 205—210 Mt. Safer nach Qualität 190—195 Mt., hochfein über Notiz. Gerste, nach Qualität 170—175 per 1000 Kilo.

**Butter-Notierungen**  
d. Landwirtschaftskammer f. d. Provinz Schleswig-Holstein.  
Butter-Auktion des ostholsteinischen Meierei-Verbandes. Hamburg, 24. Juli.  
1. Klasse 286 Drittel zu 111,88 Mt. im Durchschnitt.  
2. " 30 " " 105,45 Mt. " "

Verantwortlich für die Rubrik Lübeck und Nachbargebiete und die mit P. L. gezeichneten Artikel Paul Ludwig; für den gesamten übrigen Inhalt Johannes Stellung. Verleger: E. H. Schwarz. Druck: Friedr. Meyer u. Co. Sämtlich in Lübeck.

  
Am Dienstag, den 23. Juli, verstarb nach kurzer Krankheit mein lieber Mann und unser Vater, Schwieger-, Groß- und Urgroßvater  
**Hinrich Mengel**  
im Alter von 75 Jahren.  
Die tiefbetrübten Hinterbliebenen.  
Frau S. Mengel, geb. Meyer, nebst Familie.  
Die Beerdigung findet am Freitag, den 26. Juli, vormittags 9 1/2 Uhr, von der Kapelle des Allgemeinen Friedhofes (Burgtor) aus statt.  
Beginn der Trauerfeier 9 1/4 Uhr.

Für die mir von den Kollegen meines Mannes beim Dampfer „Algieba“ zu teil gewordene Unterstützung sage hiermit meinen besten Dank.  
Frau Schulz.

Passend für Brautleute. Ein englisches und ein modernes Schlafzimmer, Satin gestrichen  
Flüchtlingstraße 41, pt.

**Johannes Probst**  
Uhrmacher  
Reparaturen unter Garantie prompt und billigst. Federn M. 1,50, Gläser v. 30 Pf. an.  
Marienstraße 29

Gesucht Laufmädchen nicht unter 12 Jahren  
Klosterstraße 5.

Ein Segelboot zu verkaufen  
Schwarz, Herrenbrücke.

30 Mark Belohnung  
Demjenigen, der mir den Dieb nachweist, welcher mir Kohl und Blumenkohl von meiner Feldmark wiederholt gestohlen hat.  
H. Lange, Gärtner, Mori.

Vereinigte Butterhändler  
von Lübeck und Umgegend.  
Allerfeinste Meiereibutter  
kostet Pfund 1,25 Mark.

Zum Einkochen empfehle:  
**extrafeine Raffinade**  
in Broden von 5, 10, 20 Pfund,  
gemahlene Raffinade,  
do. Krystallzucker  
ohne Blau und zu billigsten Preisen.  
T. Buhmann, Holstenstr. 23.  
Lübeka-Marken.

Die Arbeiter-Garderoben  
aus dem Spezial-Geschäft von  
Lübeck **Otto Albers** Lübia.  
Markt 10.  
sind vorteilhaft besetzt durch gute Verarbeitung und sehr billige Preise. U. A.:  
Leberhosen 2,20—6,45  
Bauerhosen 2,60—6,75  
Schlofferhosen 1,88—5,25  
Ueberziehhosen 1,08—2,35  
Zwanz-Hosen 1,68—3,25  
Leinene Juchten, schräge und gerade, 1,28  
Kajen, Hemden, Schlachterjuchen, Feinerejuchen,  
Kalen-Küchel ebenfalls billig.  
Käse von 30 Pfg. bis 1,88 Mt.  
Note Lübecamarken.

**Achtung!**  
**Kohlenarbeiter!**  
**Extra-**  
**Versammlung**  
am Freitag, den 26. Juli,  
abends 8 1/2 Uhr  
im Vereinshaus, Johannisstraße 46-52.  
Tages-Ordnung:  
1. Neuwahl.  
2. Jauere Verbandsangelegenheit.  
Der Vorstand.

**: Arbeiter - Bildungs - Schule Lübeck :**  
Vortrags-Zyklus  
über folgende Vorkämpfer des Proletariats:  
Robert Owen, Charles Fourier, Ferd. Lassalle, Karl Marx,  
Friedrich Engels, Wilhelm Liebknecht und Ignaz Auer ::  
2. Vortrag am Donnerstag, 25. Juli, abds. 8 1/2 Uhr:  
**::: Robert Owen :::**  
Vortragende: Frau Dr. Schlomer.  
Der Zutritt zu diesen Vorträgen ist unentgeltlich.  
Zahlreicher Beteiligung an diesen im „Vereinshaus“,  
Johannisstr. 50-52, stattfindenden Vorträgen sieht entgegen  
Der Vorstand

**Achtung Maurer!**  
**Mitglieder-**  
**Versammlung**  
der Central-Krankenkasse der Maurer zc.  
„Grundstein zur Einigkeit“  
am Freitag, den 26. d. M.,  
abends 8 1/2 Uhr  
im Vereinshaus, Johannisstraße 50-52.  
Tages-Ordnung:  
1. Abrechnung vom 2. Quartal.  
2. Verschiedenes.  
Der Vorstand.

**Achtung Maurer!**  
Laut Bekanntmachung des Verbands-Vorstandes beginnt die Zahlung des Extra-Beitrages mit dem 27. Juli und endet am 30. September d. J., also zehn Wochenraten.  
Damit keine Zahlungsrückstände eintreten, ersuchen wir, die hierfür in Frage kommenden Marken regelmäßig von den Voten zu entnehmen.  
Der Vorstand.

Bau-Delegierten-Sitzung  
am Freitag, den 26. Juli.  
**Achtung!**  
**Postdienerarbeiter!**  
**Der Sammlung**  
am Freitag, den 26. Juli,  
abends 8 1/2 Uhr  
im Vereinshaus, Johannisstraße 46-52.  
Tages-Ordnung:  
1. Neuwahl des Vertrauensmannes, der Obmänner, der Lohn- und der Fahnenkommission.  
2. Verschiedenes.  
Um zahlreiches Erscheinen ersucht  
Der Vorstand.

**Achtung Klempner!**  
Sonntag, den 28. d. Mts.:  
**Herrentour.**  
Treffpunkt: Guttenbrücke, morgens 7 Uhr.  
Um zahlreiche Beteiligung ersucht  
Die Branchenleitung.

**Wilhelm-Theater.**  
Freitag: 60. Abdonn.-Vorstellung.  
Neu einstudiert.  
**Der Kilometerfresser.**  
Schwan in 3 Akten von C. Kraaz.  
Anfang 8 Uhr.  
Sonabend: Jeder Platz 50 Pfg.  
Hermann Sudermann's  
**Johannisfeuer.**

**Stadthallen-Theater.**  
Direktion: Ludwig Plorkowski.  
Freitag, 8 Uhr. 40. Abdonnem.-Vorstell.  
Die sensationellste Novität der Saison.  
**Der Dieb.**  
Schauspiel in 3 Akten von G. Bernstein.  
Sonabend. Keine Vorstellung.  
Sonntag, 7 1/2 Uhr. 41. Abdonnem.-Vorstell.  
**Der Bettelstudent.**  
Vorderl.: Kaibel, Borchert, Theaterf.

Durch unseren Verlag zu beziehen:  
**„Bilder aus Lübeck's  
Vergangenheit“.**  
Zusammengestellt von  
**Theodor Schwarz.**  
Aus dem Inhalt des 639 Seiten umfassenden Werkes  
heben wir das Nachstehende hervor:  
Das „wendische“ („Mt“) Lübeck an der Schwartau. — Das „welfische“ Lübeck. — Das „kaiserliche“ Lübeck. — Das „reichs-  
freie“ Lübeck. — Das „hanfische“ Lübeck. — Die ersten bürger-  
lichen Unruhen in Lübeck. — Der große nordische Krieg. —  
Jürgen Wallenwever. — Lübeck's letzter hanfischer Krieg. —  
Die Keiserlichen Unruhen. — Der große Bürger-Krieg von  
1669. — Gotteslästerungs- und Hegenprozesse in Lübeck. —  
Die Lübeckischen Bünfte. — Die Gesellenverbände in Lübeck. —  
Lübeckische Sagen u. Volkspoesien. — Das kaiserlich-französische  
Lübeck. — Nach der Restauration. — Ueber die Zustände der  
inneren Stadt im vierzehnten, sechzehnten und achtzehnten  
Jahrhundert nebst einer Schilderung des Stadtbildes am Ende  
des achtzehnten Jahrhunderts.  
Preis: brosch. Mk. 4.—, geb. in Leinwd. Mk. 5.—  
oder in 20 Lieferungen à 20 Pfg.  
**Friedr. Meyer & Comp.**  
Buchdruckerei und Verlag des „Lübeker Volksbote“  
Johannisstraße 46.  
Bestellungen werden von unseren Kolporteurs zu jeder Zeit ent-  
gegengenommen.

## Die verfassungsmäßige Gewährleistung der persönlichen Freiheit.

(Erlebnisse einer Frau.)

Vor ungefähr 12 Jahren verheiratete ich mich mit einem jungen Architekten aus einer alten niederrheinischen Familie. Wir siedelten uns in der neugegründeten Villenkolonie Grunewald bei Berlin an, wo meinem Gatten, da unser Landhaus allgemein gefiel, alsbald zahlreiche Aufträge für Villenbauten zuteil wurden. Er wurde dadurch leider veranlaßt, der von ihm auf Grund intensiver kunstgeschichtlicher und archäologischer Studien und ausgedehnter Reisen im asiatischen und afrikanischen Orient beabsichtigten wissenschaftlichen Laufbahn zu entsagen und sich in den Strudel des Berliner Baugeschäftes zu stürzen. Da seine Ausbildung lediglich theoretischer Natur gewesen war und ihm keinerlei geschäftliche Erfahrungen zur Verfügung standen, büßte er nicht nur innerhalb einiger Jahre sein erhebliches Vermögen ein, sondern geriet auch in eine Schuldenlast von 400 000 Mark. Er verlor den Mut nicht und wagte sich an die ungeheure Aufgabe, diese Unterbilanz nicht mittels Konkurses oder Akkordes, sondern auf dem Wege juristischer Zahlung zu tilgen, und es gelang ihm infolge allmählich gewonnener Geschäftsgewandtheit derartige Erfolge zu erzielen, daß er innerhalb von 9 Jahren diese ganze Schuldenlast inklusive von etwa 110 000 Mark Gerichts- und Anwaltskosten bis auf einen Restbetrag von ca. 14 000 Mark zu tilgen vermochte. Hin und wieder wurden trotz dieser erfolgreichen Bemühungen von einzelnen Gläubigern, denen das Tempo der allmählichen Tilgung nicht konveniente, Demunziationen eingereicht, welche durch Einstellung des Verfahrens ihre Erledigung fanden. Im Frühjahr 1906 lagen mehrere Anzeigen wegen Arrestbruchs und eine solche wegen Urkundenfälschung vor. Wir hatten unsere Villenbesitzung gerade verkauft, hatten vorläufig in einem Pensionate Wohnung genommen und dann eine Sommerfrische aufgesucht. Infolge eines Versehens ging uns eine Vorladung zu einer Vernehmung nicht zu; daraufhin wurden Haftbefehle und Steckbriefe gegen uns erlassen, und wir wurden nach unserer Rückkehr nach Berlin auf offener Straße verhaftet. Mein Gatte wurde 2 1/2 Monate in Untersuchungshaft festgehalten und dann von der Ankludigung der Urkundenfälschung freigesprochen; er hat seine Erlebnisse in einem im Gefängnisse geschriebenen, demnächst erscheinenden Buche „In Untersuchungshaft“ dargestellt. In den nachstehenden Zeilen will ich mein eigenes Schicksal berichten.

Ich hatte mit den Geschäften meines Mannes nichts zu tun und habe mich lediglich der Leitung unseres Haushalts gewidmet. Noch habe ich keine Erklärung dafür, wie es möglich war, mich in das gegen meinen Gatten eingeleitete Verfahren hereinzuziehen und über mich steckbriefliche Verfolgung und Untersuchungshaft zu verhängen. Während meiner zehntägigen Haft habe ich erfolglos über deren Motiv nachgedacht und bin zu keinem Resultat gelangt; ich war inhaftiert, ohne überhaupt zu wissen, was ich verbrochen haben sollte. Auch aus den beiden Vernehmungen nach meiner Haftentlassung habe ich nicht erfahren können, was mir vorgeworfen war. Auch meinem Gatten war nicht bekannt, welches Vergehen mir zur Last gelegt wurde; vergeblich befragte er mich danach während der Besuche, welche ich ihm im Gefängnis abstatte, und in den Tagen meiner Haft schrieb er an das Gericht, ob tatsächlich bei uns die orientalische Praxis gehandhabt

werde, derzufolge Familienmitglieder der Angeeschuldigten ohne weiteres zur Miterantwortung herangezogen werden können. Einige Tage nach dem Verhandlungstermin, der ihm seine Freiheit wiedergab, suchte er den Gerichtsschreiber auf und stellte fest, daß es sich um den Verdacht der Beihilfe zum Arrestbruch gehandelt hatte. Wir waren nach dieser Auskunft so klug wie vorher, denn die Schulden meines Mannes waren in juristischem Sinne durchaus nicht die meinigen, an seinen Maßnahmen war ich unbeteteiligt und von den Details derselben hatte ich überhaupt keine Kenntnis.

Am 1. November 1906 wurden wir auf dem Hackeschen Markt zu Berlin verhaftet und unter Begleitung einer großen, johlenden Menschenmenge in das Polizeirevier am Mondjoulaplatz eingeliefert. Wir wurden hier in eine sogenannte Detentionszelle gesperrt und saßen dort von 1 1/2 Uhr mittags bis zum Abend um 8 Uhr. Ich trug mein kleines Zwergrehrpintschchen „Fifi“ auf der Hand, ein reizendes, intelligentes und rührend anhängliches Miniaturhündchen; trotz meiner flehentlichen Bitten, trotz meiner Vorstellungen, daß das zarte Geschöpfchen in der amtlichen Aufbewahrungsstelle in Ermangelung angemessener Ernährung und Pflege sterben würde, wurde es mir durch zwei Schutzleute gewaltfam aus der Hand gerissen und es ist dann auch im Stadtbahndepot verhungert. Die zuständige Behörde hat sich damit entschuldigt, daß das Tierchen so klein gewesen sei, daß es in dem Stroh der Vor, in welche es am Abend unserer Verhaftung gesperrt worden war, erst nach mehreren Tagen entdeckt worden sei.

Um 8 Uhr wurden wir nebst einigen Zuhältern in den „grünen Wagen“ verladen und nach dem Polizeipräsidium übergeführt. Hier saßen wir im „Siftierungszimmer“ inmitten der gesamten Einkieferung des betreffenden Tages, unter Verbrechern, Dirnen, zotenden Zuhältern und betrunkenen Rowdys bis um Mitternacht. Wir wurden dann einem Kriminalkommissar vorgeführt und von diesem kurz dahin beschieden, daß wir am folgenden Tage in das Untersuchungsgefängnis eingebracht werden würden. Auf Bitten meines Gatten veranlaßte er, daß aus einem benachbarten Restaurant etwas Speise und Trank geholt wurde; ich vermochte nicht, etwas zu genießen, obwohl wir seit dem frühen Morgen nichts zu uns genommen hatten. Gegen 1 Uhr wurden wir in langem Zuge durch Treppen und Korridore in das Polizeigefängnis transportiert. Ich wurde von meinem Manne getrennt und bedeutet, eine Wendeltreppe im Hintergrunde einer düsteren Galerie emporzusteigen. Oben nahm mich eine Aufseherin in Empfang; ich wurde im Gefängnisgangkorridor bis auf die Haut entkleidet und untersucht. Dann öffnete sich eine Tür und ich war in der dunklen, schmalen Zelle mit meinen Gedanken allein. Es war mir unmöglich, mich niederzulegen; ohne mich von der Stelle zu rühren, verbrachte ich, angekleidet auf der Bettkante sitzend, die schrecklichste Nacht meines Lebens. Gegen 11 Uhr am folgenden Vormittag wurde ich in den Hof hinabgeführt; ein Wagen fuhr vor und ich wurde zum Einsteigen aufgefordert, obwohl das kaum noch möglich war, denn in dem auf 10 bis 12 Personen bemessenen Gefährt befanden sich bereits etwa 20 Menschen. Als sich dann herausstellte, daß noch 3—4 Leute übrig blieben, wurde nach einem zweiten Wagen gesandt; vorläufig schob man auch diese restierenden Transportobjekte zu uns herein. Die Leute saßen sich gegenseitig auf dem Schoß und standen sich auf den Füßen; Dirnen niedrigster Kategorie und Zuhälter waren in größerer Anzahl vertreten, Wize von unglaublicher Gemeinheit und Handgreiflichkeiten der obzönsten Art wurden produziert. Die Atmosphäre verschlechterte sich derart, daß ein alter Mann in Ohnmacht fiel und über

die Köpfe hinweg zum Fenster gehoben werden mußte. Nach einer entsetzlichen Viertelstunde hieß es: „Raus mit euch!“ und wir wurden neu eingeteilt; ich hatte das Glück, meinen Gatten wiederzusehen und mit ihm zusammen in den requirierten zweiten Wagen verladen zu werden. Wir saßen Hand in Hand in der Ecke, mußten aber nach einigen Augenblicken infolge einer barschen Order des Transporteurs uns trennen, und ich wurde dann zwischen einigen Dirnen plaziert, welche aus dem Frauengefängnis Barnim zwecks einer Vernehmung nach Moabit transportiert wurden.

Ein Eisentor sprang auf; der Wagen fuhr in eine Durchfahrt ein, ich stieg einige Stufen empor und hinter mir schloß sich die Pforte des Gefängnisses. In einem Aufnahmebureau wurde ich registriert und dann einem Aufseher überwiesen, der mich über einen Hof führte und dann einige Treppen hinauf in das Frauengefängnis geleitete. Dort wurden in einem Bureau nochmals meine Personalien festgestellt und gebucht; dann wurde ich zwei Weibern übergeben. Sie brachten mich in einen Nebenraum und ich mußte mich wiederum bis auf die Haut entkleiden. Meine Garderobe wurde betastet und befühlt und dann rücksichtslos zur Erde geworfen. Nach 10 Minuten erschien die Oberin; sie kommandierte: „Stellen Sie sich dort in die Ecke.“ Ich durchschritt im Kostüm der Eva den Raum und man ließ mich in dieser Verfassung noch eine ganze Weile an der Wand stehen, mit dem Gesicht dieser zugewandt, bis meine sämtlichen Sachen ausreichend beschmiffelt und gebucht waren. Dann wurde ich zu einem Maßapparat geführt und von oben bis unten visitiert; endlich erhielt ich die Genehmigung, mich wieder anzukleiden. Ich wurde in eine Zelle gebracht und mit barschen Worten auf die Lektüre des an der Wand hängenden, mit Strafanordnungen gespickten Reglements verwiesen. Nach einer halben Stunde öffnete sich die Tür und es hieß: „Kommen Sie baden!“ Mit einer andern Inhaftierten zusammen wurde ich in den Keller geführt, mußte mich mit schwarzer Schmierseife waschen und dann in einer keineswegs reinen Wanne baden. Meine Leibwäsche wurde mir abgenommen und ich erhielt die Anstaltswäsche, ein grobes sackleines Hemd und ein Paar dicke Strümpfe, welche für meine Schuhe viel zu stark waren, so daß ich nur mit großen Schmerzen gehen konnte. Bekleider wurden nicht verabfolgt. Dann wurde ich durch eine Strafgefängene auf Läufe unterführt.

Ich wurde in die Zelle zurückgeführt und dort in schroffer Weise auf die Obliegenheiten der Zellenreinigung usw. hingewiesen. Am Abend gab es eine Art von Waffersuppe und ein Stück Brot. Ich vermochte nichts zu genießen, entkleidete mich auch nicht und blieb wiederum während der ganzen Nacht auf der Bettkante sitzen. Der Raum wimmelte von Ungeziefer, so daß ich nicht wagte, mich von der Stelle zu rühren. Am folgenden Morgen wurde gegen 6 Uhr durch ein Glockensignal geweckt; eine Art von spülwasserartiger, als Kaffee bezeichneter Brühe und ein Stück Brot wurden hereingereicht. Dann wurde ich zur „Freistunde“ auf einen Hof hinabgeführt und mußte nun im Kreise von etwa 30 weiblichen Gefangenen um ein Rasenrondell herumlaufen. Um 11 Uhr gab es die Mittagsuppe, Gemüse und Kartoffeln zusammengewacht und dergleichen, stets in einer so schlechten Zubereitung, daß ich niemals etwas davon habe genießen können.

Ich wurde zur Arbeit angehalten; man frug mich, ob ich stricken oder stricken wolle. Ich erhielt Arbeitszeug und fertigte täglich drei bis vier Nachttaschen mit der Aufschrift „Schlafsüß“ in blauer und roter Wolle. Mir wurde vorgehalten, daß eine andere Gefängene bedeutend mehr leistete, bis zu zehn Stück pro Tag. Ich weiß nicht,

\*) Aus der „Neuen Gesellschaft“.

## Der Übel größtes ist die Schuld!

Roman von Friedrich Thieme.

(I. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Wahrscheinlich sieht ihn seine Frau auf den Hacken.“ spottete der Musiker. „Sie ist immer hinter ihm her wie der Teufel hinter einer Seele.“

„Eine brave Frau ist's,“ warf der Hausierer dazwischen. „Und hübsch genug,“ setzte der Wirt bewundernd hinzu. „Doch ich dachte, Kinder, Ihr geht an die Arbeit — die letzte Sendung nach Österreich,“ wandte er sich in leisem Tone an seinen Kellner, „ist nicht besonders ausgefallen. Gegen Abend war unser Agent aus Prag hier — die meisten Stücke sind an einem Fehler im Bilde und einer zu nachlässigen Ausprägung des Randes zu leicht zu erkennen. Er hält sich einige Tage in der Gegend auf und möchte neuen Vorrat mitnehmen.“

„Ich weiß wohl,“ erwiderte Farnhoff ärgerlich. „Unsere Apparate sind zu mangelhaft. Der Prägestock ist zu verdrahtet und die Walze hat nicht Druck genug. Indessen werde ich alles mögliche tun, künftig solche Mängel zu vermeiden. Wenn ich nur einen einzigen wirklichen fachverständigen Mitarbeiter hätte — aber die einzigen wirklich brauchbaren sind Bentig und Friedmann. Hängel ist ein bißchen schwer von Begriffen und Vorher zu leichtfertig.“

„Wir müssen noch einige Vertriebskräfte haben,“ bemerkte Schöbler nach einer Pause nachdenklich.

„Um — die Gefahr der Entdeckung wird immer größer, je mehr Personen um das Geheimnis wissen.“

„O, unsere Mitarbeiter sind alle zuverlässig — jeder weiß auch, daß ihm das Verplappern der andern vor Strafe nicht schützt. Sie sind ein freier und einzelstehender Mann, August, und die Grenze ist nur eine Stunde entfernt. — Sie bringen sich rasch genug in Sicherheit. Aber wir, die wir Familienväter sind — ich ein angesehenen Mann mit Grundbesitz —“

„Der überall im Geruche der höchsten Ehrenhaftigkeit steht,“ scherzte Farnhoff.

„Lassen wir das,“ versetzte der Wirt mißbilligend. „Was ich sagen wollte — ich habe einen Mann in Aussicht, der uns viel nützen kann.“

„Wer ist es denn?“

„Ein noch junger Mann, Kommiss in einem Bauhause.“ Die Augen Farnhoffs leuchteten frohlockend auf.

„Das wäre eine ausgezeichnete Acquisitio — ist er zuverlässig?“

„Ganz und gar.“

„Und was für Beweggründe treiben ihn zu uns?“

„Sie kommen ewig mit ihren Beweggründen,“ schalt der Wirt. „Was für Beweggründe treiben uns denn, he? Die Sucht nach dem lieben Mammon doch, was sonst?“

„Ja ja, aber der eine liebt den Mammon, um ihn zu behalten, der andere, um ihn unter die Leute zu bringen. Die erste Sorte ist zuverlässiger.“

„Im großen ganzen mag das richtig sein.“

„Zu welcher Klasse gehört Ihr Mann?“

„Allerdings zur letzteren — er ist ein flotter Kumpander mit seinem Salär nicht auskommt. Doch meine ich, das kann uns —“

Zwei leise Schläge gegen die Decke unterbrachen seine Worte.

„Friedmann,“ sagte der Kellner ruhig.

„Ja, ja, er ist's. Die Leiter, die Leiter!“

Der Riese hielt die Leiter bereit und als sich im nächsten Augenblicke die Falltür öffnete, stellte er sie in gewohnter Weise auf. Der neue Ankömmling flog in ungestümer Hast die Sprossen herab, trat einige Schritte nach der Mitte des Raums und blieb dann mit allen Anzeichen einer ungewöhnlichen Erregung in den regelmäßigen Zügen stehen, um die hochgehenden Wogen seines Atems zur Ruhe kommen zu lassen. Georg Friedmann war ein noch junger Mann, er konnte höchstens achtundzwanzig Jahre zählen, aber sein Äußeres qualifizierte ihn in jeder Hinsicht als eine Persönlichkeit, die mit diesen Menschen im Bunde zu finden man nicht erwartet hätte. Die hohe, kräftige Gestalt, das etwas gedräumte Antlitz mit frischen Linien, der stolze und ernste Ausdruck der braunen Augen, die hohe Stirn, alles verkündete trotz des einfachen Anzuges einen Mann von Intelligenz und Charakter.

„Zum Kuckuck, Herr Friedmann, wie sehen Sie aus? Ist etwas los?“ entfuhr es dem bestürzten Gastwirt, während der kleine Hausierer den Ankömmling mit schreckensbleicher Miene anstarrte.

„Leider — ja —“

„Droht uns Gefahr?“ forschte der Hausierer angstvoll bebend.

„Für den Augenblick nicht — und vielleicht auch für die nächsten Tage nicht,“ antwortete Georg, noch immer etwas atemlos.

„Warum sind Sie denn so erregt?“ fragte Farnhoff mißtraulich.

„Warum? Weil ich wie ein Dieb gelaufen bin, um zu Euch zu gelangen, und mich nur wenige Minuten aufhalten kann. Meine Frau hat Verdacht geschöpft, sie paßt mir Tag und Nacht auf. Ich habe gewartet, bis sie eingeschlafen war und mich dann leise fortgeschlichen. Aber lange darf ich keinesfalls ausbleiben, sonst vermisst sie mich. Ich bin deshalb ganz außer Atem.“

„Sehr erklärlich — aber Sie sagten, daß etwas los sei. Was denn?“

„Die Behörden sind uns auf der Spur!“

„Alle Pögel!“

„Unmöglich!“

„Ich kann nicht daran glauben,“ erklärte Farnhoff. „Seit 8 Monaten sind wir tätig und nicht einmal jemand im Orte hegt Dank unserer außerordentlichen Vorsicht die geringste Ahnung. Außerdem vermeiden wir es, unsere Erzeugnisse in der nächsten Umgebung zu verbreiten — wir schaffen sie weiter ins Land hinein und über die Grenze hinüber.“

„Allerdings — aber Ihr könnt Euch doch denken, Kameraden, daß die Polizei gegenüber den in neuerer Zeit überall auftauchenden Fälschungen nicht gleichgültig bleibt.“

„Das wissen wir,“ entgegnete der Wirt, „die merkantilische Welt ist aufgeregt genug — man schreibt und spricht von einer ungewöhnlich raffinierten Fälschmünzerverbände und schimpft über die Polizei, die nicht die geringste Spur derselben zu entdecken vermag.“

„Haben Sie nicht gelesen, daß auf unsere Entdeckung eine Belohnung von 1000 Mark ausgesetzt ist,“ setzte Friedmann hinzu.

„Darauf können wir pfeifen,“ meinte Farnhoff geringerschätzig.

„Ich weiß nicht —“

„Wenn Sie weiter nichts bewegt, das ist uns bereits bekannt.“

„Nein, nein, das meine ich nicht,“ berichtete Georg mit düsterem Ernst. „Ihr wisst alle, daß der Bruder meiner Frau in Dresden beim Militär stand?“

ob überhaupt dieser Arbeitszwang in der Untersuchungshaft zulässig ist.

Die Ausstattung der Zelle, die Beschaffenheit des Bettes usw. waren so roh wie nur irgend denkbar. Es ist kaum glaublich, daß einem Menschen von staatlichen Behörden ein solcher Aufenthaltsraum, ein solches Inventar und ein Stück Seife von solcher Qualität zugemutet wird.

Der Raum war teilweise zerbrochen und ich rief mir an jedem Morgen Knäuel von Haaren damit aus. Daß ich selbst zu steter gründlicher Reinigung des Inventars und der Zelle angehalten wurde, daß ich schrubben, putzen und feigen mußte, war nicht das Schlimmste, aber die Art und Weise der Kontrolle dieser Tätigkeit war in hohem Grade demütigend und erbitternd.

Da ich den Genuß der Mittag- und Abendsuppe fortgesetzt ablehnte und mich nur von einigen Bissen Brotes ernährte, wurde ich dem Gefängnisarzt vorgeführt. Auf dem Korridor vor dem Sprechzimmer wurde ich mit dem Gesicht zur Wand bis zu seinem Erscheinen postiert.

Er fragte mich dann, ob ich krank sei, was ich verneinte. Ich kehrte in meine Zelle zurück; freiernd und weinend saß ich vom Morgen bis zum Abend auf dem Schemel, immer ohne eine Ahnung davon, was ich überhaupt verbrochen haben sollte. Die Oberin richtete an mich eine darauf bezügliche Frage, und ich mußte der Wahrheit gemäß erwidern: „Ich weiß es nicht.“ Sie entgegnete: „Na, etwas müssen Sie doch gemacht haben, sonst wären Sie ja nicht hier.“

Ich war zu verwirrt, zu fassungslos infolge dieser unerhörten, gänzlich überraschend eingetretenen Ereignisse, als daß ich daran gedacht hätte, die Beihilfe eines Rechtsanwalts anzurufen. Eine solche würde übrigens in meinem Falle die Abwicklung der Angelegenheit keineswegs beschleunigt haben, da ja auch der Brief, welchen mein Mann meinem Rechtsanwalt sandte, erst nach fünf Tagen zur Abgabe an diesen gelangte. Ich war in Freiheit, als er seine Tätigkeit beginnen konnte.

Ich sah schließlich aus wie eine wandelnde Leiche. Nach zehn langen Tagen hieß es: „Wollen Sie gehen?“ Ich erwiderte: „Ja, wenn ich kann.“ „Dann ziehen Sie sich an!“ Ich erhielt meine Leibwäsche zurück und gab die Unstatwäsche ab. Mein Ansuchen, mir einen Teilbetrag des von meinem Manne bei der Verhaftung mitgeführten Geldes, sowie meinen Regenschirm und mein Portemonnaie, welches gleichfalls bei der Einlieferung auf den Namen meines Mannes gebucht waren, auszuhändigen, wurde abgelehnt, da keine entsprechenden Verfügungen vorlagen; dann wurde ich gegen 6 Uhr abends ohne einen Pfennig Geld auf die Straße gesetzt.

Meine Entlassung war verjügt worden, ohne daß in zwischen ein einziger Zeuge zur Aufklärung der Sache vernommen worden wäre, also lediglich auf Grund einer Prüfung der Akten. Denn meine eigene Vernehmung kann nicht in Betracht gekommen sein, da ich in der Sache nichts auszufragen mußte.

Gelegentlich dieser Vernehmung hatte mir ein Sekretär geraten, ich solle mich dem Gerichtsschreiber vorführen lassen und dort einen Haftentlassungsantrag zu Protokoll geben. Ich ließ der Oberin diese Absicht melden; zwei Tage darauf wurde während des Rundlaufs auf dem Hofe meine Nummer aufgerufen und ich wurde in das Bureau am Eingang unseres Gefängnisses gebracht. Befragt, womit ich den Antrag begründen wolle, erklärte ich, die Begründung sei darin gegeben, daß ich nichts verbrochen hätte und selbst nicht wisse, weshalb ich inhaftiert sei. Einige Tage nach meiner Entlassung wurde mir folgende Verfügung zugestellt:

**Beschluß.**  
Die Haftentlassung der Frau Marie F. wird auf die Beichwerde vom 4. November 1906, hier eingegangen am 8. November 1906, angeordnet, da, solange der Ehemann in Untersuchungshaft ist, Fluchtverdacht nicht besteht und die Ehefrau der ihr zur Last gelegten strafbaren Handlungen nicht mehr dringend verdächtig erscheint.  
Charlottenburg, den 10. November 1906.  
Königliches Amtsgericht, Abt. 21  
gez. E.

Marstellung durch Vernehmung von Zeugen erfolgt wäre, so würde nichts gegen die Möglichkeit einer derartigen nachträglichen Wandlung der richterlichen Auffassung einzuwenden sein; in diesem Falle muß man indessen sagen, daß es richtig und notwendig gewesen sein würde, vor Anordnung der steckbrieflichen Verfolgung und der Verhaftung die Dringlichkeit eines etwaigen Verdachtes zu prüfen. Im übrigen dürfte es auch wohl kaum zu billigen sein, daß bei derartigen Lage der Sache auf einem am 8. eingegangenen Antrag erst am 10. entschieden wird. Der Staat ist, wenn keine Gründe für eine Inhaftierung vorliegen, nicht berechtigt, einen unschuldigen Menschen weitere 48 Stunden in Haft zu halten. Und es widerspricht auch durchaus dem Sinne der Verfassung, daß ein am 4. November in Moabit zu Protokoll gegebener Haftentlassungsantrag erst am 8. November dem Amtsgericht Charlottenburg vorgelegt wird. Derartige Angelegenheiten sind eiliger Natur und es ist geradezu ungeheuerlich, daß ein für die Freiheit eines unschuldigen Menschen entscheidendes Schriftstück 4 Tage in den Bureaus des Untersuchungsgefängnisses herumliegt.

Einige Wochen darauf erhielt ich eine weitere Verfügung folgenden Inhalts:  
**Beschluß.**  
In der Strafsache wider den Architekten F. und Genossen wegen Befreiung von Pfandstücken wird die Angeklagte Marie F. geb. G. wegen der in der öffentlichen Klage vom 22. November 1906 gegen sie erhobenen Anschuldigungen außer Verfolgung gesetzt, weil die Ermittlungen in der Voruntersuchung einen dringenden Verdacht nicht ergeben haben.  
Berlin, den 31. Dezember 1906.  
Königliches Landgericht III, Strafkammer 2  
gez. H. R. Dr. P.

Es ist mir gänzlich unerklärlich, wie es möglich war, mich in dieser Weise in den Lebenskampf meines Mannes hineinzuzerren und mich ohne hinreichende Verdachtsgründe steckbrieflich zu verfolgen und in Untersuchungshaft zu setzen. Meines Wissens wird die persönliche Freiheit durch die Verfassung gewährleistet und diese darf nur dann angetastet werden, wenn jemand schwerer Verbrechen oder Vergehen dringend verdächtig ist. Hätte ein Gläubiger meines Mannes mich irgendwie in seine Anschuldigungen mit hineinbezogen, so war das jedenfalls, wie sich aus der Schlussbemerkung in der Verfügung über meine Entlassung und aus dem Beschluß über die Einstellung des Verfahrens ergibt, eine ungerechtfertigte und willkürliche Handlung. Das Vorliegen einer Anzeige und „dringender Verdacht“ sind zwei grundverschiedene Dinge. Der Umstand, daß ich zu einer Vernehmung nicht erschienen bin, kann angesichts der dem Gericht durch die Notiz des Postamts über die Nichtbestellung der Vorladung gegebenen Aufklärung keineswegs geeignet sein, die gesetzliche Anforderung des dringenden Verdachtes zu ersetzen und die Verhängung der Untersuchungshaft nebst steckbrieflicher Verfolgung zu begründen.

Ein weiterer Kommentar erübrigt sich meines Erachtens. Gelingt es uns auch, diese Krisis ohne dauernde wirtschaftliche Nachteile zu überwinden, so ist jedenfalls doch mein Nervensystem schwer geschädigt worden, und auch mein verhungertes Hündchen wird nicht wieder lebendig werden. Ich habe es mir nicht träumen lassen, daß einer an den Geschäftsangelegenheiten und an den Maßnahmen ihres Mannes in allen wesentlichen Dingen unbeteiligten Frau etwas derartiges widerfahren könne, und siehe heute noch dem ganzen Vorfall ohne die Möglichkeit eines Verständnisses gegenüber.

Marie Feuth.

### Eine neue Bedrohung der deutschen Arbeiter.

Das deutsche Proletariat hat in seinem Kulturkampf um die Erringung besserer Lebensverhältnisse immer mit dem borniertesten Widerstand des Kapitalistenklüngels zu kämpfen gehabt. Und die gesamte Staatsmacht steht in diesem Kampf auf Seite der Geldmacht und hindert durch die rückständigsten Gesetze und eine noch schlimmere Verwaltungspraxis, die immer mehr zu einer unerträglichen

Fessel aller Koalitionsbestrebungen wird, die Kulturbestrebungen des Proletariats. Aber trotz aller Hindernisse hat die deutsche Arbeiterchaft ihre gewerkschaftliche Organisation glänzend ausgebaut, und alle Errungenschaften, die sie heute ihr eigen nennen darf, hat sie ihrer Organisation zu verdanken, an der sie trotz aller Gewaltmaßregeln der Unternehmer unerschütterlich festhält. Daß diese Organisation heute noch zertrümmert werden kann, das ist ein Gebanke, der wohl selbst dem größtenwahnstimmigsten Unternehmer nicht mehr ausführbar erscheinen kann.

Der Einfluß der Organisation aber reicht weiter hinaus über die Zahl der organisierten Arbeiter. Selbst der unorganisierte, indifferente Arbeiter scheut in der Regel zurück vor der Schurkentaat des Streikbruchs. Vor allem aber beeinflusst das Niveau, auf dem die organisierten Arbeiter stehen, immer mehr auch die Lage der übrigen Arbeiterchaft. Unter eine bestimmte Lebenshaltung lassen sich deutsche Arbeiter nun einmal nicht herabdrücken. Das ist aber eine Situation, die der kapitalistischen Profitwelt längst nicht mehr behagt. Noch gibt es proletarische Schichten, die tief unter dem Niveau stehen, auf das die deutsche Arbeiterchaft der Kampf ihrer Organisationen gehoben hat. Weg also mit den deutschen Arbeitern, die nicht genug Profit liefern und keine willenlosen Sklaven, keine bloßen Automaten mehr sind! Mögen sie verhungern, wenn sie keine Arbeit finden! Wir aber, wir helfen uns anders. Wozu treiben wir denn Weltpolitik, wenn wir nicht mehr Herren im eigenen Hause sein sollen? Was deutsche Arbeiter sich nicht mehr gefallen lassen können, das lassen sich chinesische Kulis noch lange gefallen. Und haben wir erst genügend Kulis in Deutschland, dann wird es uns auch genügen, die rebellischen Deutschen im Zaum zu halten, sie zur chinesischen Bescheidenheit und Demut zu erzühen.

Das mag wohl der Gedankegang des Herrn Ballin gewesen sein, des „königlichen Kaufmanns“, des Freundes des Kaisers, der angeblich so viele Verdienste und sicher sehr viel Verdienst aus unserer nationalen Kulturentwicklung hat, als er auf seine Weise die Konsequenzen aus dem letzten Streik zog. Das „Berliner Tageblatt“ meldet folgendes:

Der letzte Seemannsstreit in den deutschen Nordseehäfen hat Konsequenzen gezeitigt, die eine besondere Beachtung beanspruchen dürfen. Der Norddeutsche Lloyd beabsichtigt, sämtliche Dampfer seiner Linien nach dem La-Plata, Brasilien und Kuba mit chinesischen Heizern und Kohlenziehern zu besetzen. Die 50 ersten chinesischen Feuerleute sind bereits eingetroffen. Weitere Transporte werden mit dem Dampfer „Scharnhorst“ und anderen Lloyd-Dampfern, die von Ostasien heimkehren, folgen. Diese Maßregel wird als eine Folge des letzten Streiks der deutschen Seeleute bezeichnet.

Fürwahr eine nationale Tat! Das ist echter Hottentotten-Nationalismus! Was ist für Herrn Ballin die Nation? Ein Ausbeutungsobjekt. Und der Deutsche, dessen Ausbeutungsgrad Herr Ballin zu gering erscheint, hört damit auf Deutscher zu sein und wird in die Wüste gestoßen, wie etwa ein rebellischer Herero. Und der Chinese, der sich genügend ausbeuten läßt, wird in Herrn Ballins Augen zu einem besseren Deutschen, als ein Hamburger Seemann, der manchmal streiken will, und nimmt daher mit Recht den Platz ein, von dem dieser verjagt wird.

Ersetzung freier deutscher Arbeit durch chinesische Kontraktklaverei, das ist das letzte Wort des Kapitalismus auf die Emanzipationsbestrebungen der Arbeiterchaft! Aber diese nationalen Herren — und was Herr Ballin, der Freund des Kaisers und des Reichskanzlers hier ausführt, ist sehnsüchtiger Wunsch unserer preußischen Junker — mögen sicher sein, es ist nicht das letzte Wort der Arbeiterklasse. Chinesische Kulis als Sturmbock gegen das Koalitionsrecht in Deutschland, das gibt es nicht und das darf es nicht geben. Das wird den Herren, wenn sie es notwendig machen, noch genügend klargemacht werden.

„Ja, ja,“ tönte es ungeduldig von verschiedenen Seiten. „Was ist's mit ihm?“  
Er ist vor einigen Monaten mit seinen 12 Jahren fertig geworden und hat nun seine Unteroffiziersprämie und seinen Zivilversorgungsschein in der Tasche. Da ihm die besten Zeugnisse zur Seite standen, fand er eine Anstellung bei der Behörde — wir glaubten immer, er sei im Rathaus als Schreiber beschäftigt. Dem ist jedoch nicht so, wie aus seinem heutigen Briefe hervorgeht. Er ist bei der Kriminalpolizei als Volontär eingetreten, um sich die nötigen Qualifikationen für das Amt eines Polizeikommissars zu erwerben.

„A — da könnte er uns ja gute Dienste leisten,“ sagte der Wirt.  
Dazu würde er für alle Reichtümer der Erde nicht zu haben sein,“ erklärte stolz der junge Mann. „Ich kenne ihn. Aber wider Willen ist mir durch seinen heutigen Brief eine Warnung geworden, die wir beherzigen müssen. Vor einigen Tagen hat der Schreiber Gottlieb in der Teplitzer Gegend einige Stücke unserer Arbeit an den Mann gebracht.“

„Er ist dort völlig unbekannt,“ beruhigte Farnkoff.  
Gewiß — aber hinterher haben die Angehörigen den Betrug bemerkt, und wenn da unser Freund auch längst über alle Berge war, so haben sie doch aus seiner Sprache geschlossen, daß der Mann aus dieser Gegend des Erzgebirges kommen muß.“

„Verloren!“ marmelte er.  
„Nun, Meinne,“ zitierte Farnkoff, ihn zornig am Arm schüttelnd. „Wartet doch erst ab, was da herauskommt.“  
„Hassen Sie sich kurz, Friedmann — was ist der langen Rede kurzer Sinn?“  
„Daß die Dresdener Polizei beschlossen hat, einige gewandte Detektives in diesen Teil des Gebirges zu entsenden, um Nachforschungen anzustellen. Natürlich gerieren sie sich nicht als Polizeibeamte, sondern kommen in Verkleidung, wobei kein Mensch den Weg im Schattenschein vermutet. Wenn Schwager, der sich bereits durch Gitter und Geklöppel herorgewagt hat, ist speziell nach unserer Gegend beobachtet worden, weil er, hier geboren und aufgewachsen, dieselbe genau kennt und niemand hier weiß, daß er bei

der Polizei ist. Er kommt auf Besuch zu uns, weil er angeblich zur Zeit ohne Anstellung ist. Er sucht einen geeigneten Posten. Der Hauptbeweggrund, der ihn veranlaßt hat, sich um die Mission zu bewerben, ist übrigens noch ein anderer. Seit Jahren hat er ein Auge auf Mohrings Grete — ich bin überzeugt, daß er ebensowohl die Absicht verfolgt, sie für sich zu gewinnen, als unsere Spur zu entdecken.“

„Er bewirbt sich um Mohrings Grete?“ fragte Schodler neugierig.

„Gewiß — und die jungen Leute sind, glaube ich, schon seit seinem letzten Besuch her so gut wie einig.“

„Das ist jetzt Nebensache,“ brummte Farnkoff. „Wir müssen unsere Maßregeln treffen, den Spion würdig zu empfangen. Es ist gut, daß Sie uns den Plan verraten haben, Friedmann.“

„Georg, dessen Wangen eine jähe Röte der Scham überflog, erwiderte hastig: „Was blieb mir übrig, als Euch zu warnen? Ich habe törichterweise A gesagt, muß also auch B sagen! Ich verrate Euch die Karte meines armen Schwagers, das ist wahr, aber ich tue es unter der ausdrücklichsten Bedingung, daß Ihr meinem Rate folgt und wir heute ein für allemal auseinandergehen!“

Die versammelten Falscher sahen sich einige Augenblicke verblüfft an.

Der Wirt nahm zuerst das Wort.  
„Sind Sie verrückt, Friedmann? Jetzt, wo wir die ungeheuren Opfer gebracht und so viele Gefahren auf uns genommen haben, sollen wir die Flinte ins Korn werfen und unser Anlagekapital verloren geben?“

„Es ist das Beste,“ nickte Bandjakob halbblau. „Wir kommen dann vielleicht mit einem blauen Auge davon.“  
„Ihr, ja,“ zürnte Schodler und warf dem ängstlichen Krüppel einen finsternen Blick zu. „Aber ich? Ich habe wohl nicht das Geld zu dem Unternehmen hergegeben, he? Die Maschinen kosten wohl nicht eine schöne Summe meiner Goldstücke? Noch hat sich mein Geld so gut wie gar nicht verzinst — und Ihr wollt mich im Stich lassen? Pfiu, das ist erbärmlich!“

Vorsichtsmaßregeln beobachten. Auch wir haben noch nichts von dem Unternehmen als die Gefahr und die Arbeit — zum Denker, Kameraden, ich bin ein armer Schlucker und will auch einmal wissen, wie's einem Kapitalisten zu Mute ist — ich möchte mir ein Heim gründen. Treiben wir's nur noch einige Monate, so denke ich, springt für jeden von uns ein hübscher Profit heraus.“

„Über der — Polizeibeamte?“  
„Bah, der soll mich nicht so viel kümmern,“ rief Farnkoff, verächtlich mit den Fingern schnippend. „Der kennt uns nicht, aber wir wissen, daß er da ist und wer er ist. Keiner von uns darf etwas von dem verraten, was Friedmann uns vertraut hat — so haben wir den Vorteil, zu sehen, ohne gesehen zu werden. Wir können jeden seiner Schritte beobachten, vielleicht hält uns auch Friedmann über alles auf dem Laufenden.“

„Er dürfte mich kaum näher in seine Absichten einweihen“, entgegnete Georg mit dem Widerwillen eines Mannes, dessen bessere Empfindungen sich zu regen angefangen haben. „Und wenn auch — ich habe Euch meine Warnungen zutommen lassen. Wenn Ihr denselben nicht folgen wollt, so ist das Eure Sache. Ich breche von heute ab jede weitere Verbindung mit Euch ab!“

„Und Ihr Eid? Über den setzen Sie sich leicht hinweg?“ höhnte der Kellner.

Der junge Mann fuhr heftig empor.  
„Wer sagt, daß ich mich über meinen Eid hinwegsetze? Ich habe ihn treu und ehrlich gehalten und werde ihn niemals brechen. Aber ich habe nur geschworen, Euch und unser Werk nie zu verraten, nicht aber, bei Euch zu bleiben, wenn mir unser Beginnen nicht mehr gefällt. Ich habe aus Not den Weg der Jugend verlassen, aber ich will darauf zurückkehren und wüchsen soviel Dornen auf ihm, wie Sterne am Himmel stehen!“

Damit wandte der junge Mann sich wieder der Leiter zu, doch der Gastwirt hielt ihn zurück, indem er plötzlich seine Hand auf die Schulter des Davoneilenden legte.

„Herr Friedmann, noch ein Wort.“  
„Was wollen Sie?“  
„Entsinnen Sie sich des Tages, als ich Ihnen die 300 Taler auf Ihr Haus ließ?“  
Georg erbläute.  
„Ich entsinne mich,“ erwiderte er kurz.  
(Fortsetzung folgt.)

# Soziales und Parteileben.

**Warnung.** Die „Schwäb. Volksztg.“ warnt die Parteizustellen, besonders die Partei- und Gewerkschaftsfunktionäre vor einem gewissen Richard Seger. Richard Seger aus Laun in Böhmen ist im Besitze eines echten österreichischen Passes und trägt seinen Namen auf dem linken Unterarm inmitten allerhand Emblemen eintätowiert. Unter den ihm abgenommenen Papieren befinden sich solche mit folgenden Briefköpfen:

- Gewerkschaftskartell Freiberg in Sachsen,
- Gewerkschaftskartell Konstanz,
- Zentralverband der Handels-, Transport- und Verkehrsarbeiter Deutschlands, Sitz Berlin,
- besgl. Ortsverwaltung Karlsruhe,
- „Zahlstelle Frankenthal (Pfalz),“
- „Geschäftsstelle Mainz,“
- „Ortsverwaltung Stuttgart.“

Der Mensch gibt vor, daß er Verbandsmitglied der Handels-, Transport- und Verkehrsarbeiter sei und sein Buch von der heimatischen Verwaltung zur Liquidierung“ eingefordert wäre.

Die **Ausperrung der Arbeiter** im Schwarzwald ist noch nicht völlig beendet. In Schwenningen sind noch 800 Arbeiter ausgesperrt. Zugang ist fernzuhalten, da versucht wird, die Plätze mit fremden Arbeitskräften zu besetzen.

Der **Streik in der Maggi-Fabrik in Singen** ist beendet. Auch die Müller haben am 19. Juli, nachdem ihnen eine geringe Lohnverhöhung und Lieferung von Arbeitskleidern zugesagt wurde, die Arbeit wieder aufgenommen. Daß sie nicht mehr erreichen konnten, lag auf der Hand, da sie es bis jetzt nicht für nötig gefunden haben, sich ihren Organisationen anzuschließen.

Ein **industrieller Riesenbetrieb.** Der zweite Teil des Jahresberichts der Essener Handelskammer enthält einige interessante Angaben über den Umfang der Betriebe der Aktiengesellschaft Friedrich Krupp. Danach waren auf der Gussstahlfabrik im Jahre 1906 in den etwa 60 Betrieben in Tätigkeit: z. B. 6500 Werkzeug- und Arbeitsmaschinen, 21 Walzenstrahlen, 155 Dampfkessel von 100 bis 50 000 Kilogramm Fallgewicht mit zusammen 253 275 Kilogramm Fallgewicht, 21 Transmissionsmaschinen von 12 bis 400 Kilogramm Fallgewicht (4790 Kilogramm Gesamtgewicht), 74 hydraulische Pressen, darunter 2 Siebepressen zu je 7000 Tonnen, 1 Schmiebepresse zu 5000 Tonnen und 1 zu 2000 Tonnen Druckkraft, 382 Dampfzylinder, 539 Dampfmaschinen von 2 bis 3500 PS mit zusammen 59 059 PS, 1361 Elektromotoren von zusammen 20 226 PS, 725 Krane von 400 bis 150 000 Kilogramm Tragfähigkeit. Die Nietstahlfabrikation aus den eigenen Zechen betrug im Jahre 1906 insgesamt 2 204 272 Tonnen. Der Gesamtverbrauch der Krupp'schen Werke, soweit sie von der Gussstahlfabrik versorgt wurden, betrug 1906 an Kohlen (ohne Eigenverbrauch der Zechen) 1 285 310 Tonnen (davon verbrauchte die Gussstahlfabrik allein, das heißt ohne die für Dügel und ohne die zur Abgabe an Beamte und Arbeiter bestimmten Kohlen 813 155 Tonnen, an Koks 751 810 Tonnen, an Bräun 23 581 Tonnen). Nach der Aufnahme vom 1. Januar 1907 betrug die Gesamtzahl der auf den Krupp'schen Werken beschäftigten Personen einschließlich 5739 Beamten 61 354 (1. April 1906: 62 553 einschließlich 5065 Beamten). Von diesen entfallen auf die Gussstahlfabrik Eisen mit den Schießplätzen 35 745 (35 377), das Grusonwerk in Buzlau 4768 (4603), die Germaniaerbst in Kiel 3510 (3961), die Kohlenzechen 9302 (8854), die Hüttenwerke 5006 (4288), Stahlwerk Pöthen 891 (870), die Eisenzechen 4638 (3823). Der Durchschnitt der auf der Gussstahlfabrik pro Kopf und Tag bezahlten Löhne betrug 1902 4,52 Mk., 1903 4,56 Mk., 1904 4,83 Mk., 1905 5,12 Mk., 1906 5,35 Mk. Diese Zahlen geben zugleich einen Begriff von der wirtschaftlichen Macht, die der Besitz des Krupp'schen Riesenwerkes wenigen Personen in die Hand gibt. Bekanntlich ist das Werk nach dem vor zwei Jahren erfolgten Tode des bisherigen Besitzers Friedrich Krupp formell in eine Aktiengesellschaft umgewandelt worden. Tatsächlich ist aber auch heute noch die Familie Krupp — der Verstorbene hinterließ nur 2 Töchter — die Besitzerin der unter der Bezeichnung Aktiengesellschaft Friedrich Krupp zusammengefaßten verschiedenen Betriebe. Einige wenige Personen also, die noch dazu von den zum Betrieb der Werke erforderlichen betriebstechnischen und kaufmännischen Fragen kaum eine Ahnung haben, gebieten über eine Arbeiterzahl, die mit ihren Familienmitgliedern mehr als eine Viertelmillion Menschen ausmacht, und stecken die Riesengewinne ein, die der Betrieb abwirft. Im Vorjahre betrug der Gewinn der Krupp'schen Werke ca. 25 Millionen Mark; der frühere Inhaber bezog in seinen letzten Lebensjahren ein jährliches Einkommen von 20 Millionen, eine Summe also, die größer ist als die Zivilliste des preussischen Königs. Wirtschaftliche Macht bedeutet aber zugleich auch politische Macht. Die Verwaltung der Stadt Essen besteht zu einem bedeutenden Teil aus Beamten der Firma Krupp, die von dieser als der größten Steuerzahlerin vorgezogen werden.

**Über Erholungsurlaub für Arbeiter im Buchdruckgewerbe** entnehmen wir einem größeren Artikel Rezhäusers im Korrespondenzblatt der Generalkommission folgende Tatsachen: Nach genauester Schätzung erhalten 13 000 Gehilfen und 5000 Hilfsarbeiter und Lehrlinge von 620 Firmen des Buchdruckgewerbes Ferien bewilligt; gleich 3 Prozent aller Druckereien und Schriftgießereien und 20 Prozent aller Gehilfen — ohne Hilfsarbeiter und Lehrlinge. Seit dem 1. Juli haben abermals 40 Firmen Ferienurlaub bewilligt. Die Karenzzeiten zur Erlangung der Ferien betragen: bei 34 Firmen bis zu 1/3 Jahr, bei 74 = 1 Jahr, bei 164 = 2, bei 76 = 3, bei 90 = 4, bei 101 = 5, bei 32 = 6, bei 41 = 10 und bei 10 Firmen 15 Jahre. 7 bis 24 Tage Ferien gewährten 139 Firmen. Außer der Fortzahlung des Lohnes gewährten verschiedene Firmen noch einen Ferienzuschuß zum Wochenlohn, der im Bibliographischen Institut in Leipzig 15 bis 28 Mk., bei Ph. Neclam jun. in Leipzig 50 Mk., in anderen Firmen 20, 30 Mk. oder einen Wochenlohn beträgt.

**Zu 14 schwedischen Papierfabriken Stockholm** sind 3000 Arbeiter ausgesperrt; es wird beabsichtigt, trotz der Aussperrung den Betrieb in den Fabriken fortzusetzen.

Der **Reichslügenverband an der Arbeit.** Das von der Magdeburger „Volksstimme“ veröffentlichte Schriftstück der Ortsgruppe Magdeburg des Reichslügenverbandes wird von den Magdeburger Liebertmännern demontiert. Sie erklären in der „Magd. Ztg.“, daß „dieses angeblich von ihnen herführende Schreiben nicht von ihnen ist, daß besonders die unter den Ziffern 1—5 gebrachten Angaben frei erfunden seien und nur der erste Teil des betreffenden Artikels einige Absätze enthalte, die aus einem vor längerer Zeit nach Berlin gerichteten Antwortschreiben willkürlich herausgerissen wurden und die auch nur durch groben Vertrauensbruch aus diesem entnommen sein könnten.“ Die Magdeburger „Volksstimme“ erklärt demgegenüber, daß das in ihrem Besitze befindliche Schriftstück ein ungeteiltes Ganzes und von einer Hand geschrieben ist. Das Dementi des Reichsverbandes widerlegt also nicht, sondern bestätigt die Echtheit des Schriftstücks, denn

wenn der eine Teil echt ist, kann der andere nicht falsch sein. Die ungewollte Wirkung des Dementis ist demnach, daß der Reichsverband zugeht, einen geschwändrigen Plan, den Plan nämlich, im Heere politische Agitation zu treiben, gehabt zu haben. Wie werden die Freunde und Gönner des Reichsverbandes, die doch alleamt Hüter von Recht und Gesetz sind, diese seine Verirrung auf einen Weg, der direkt hinter Kerkermauern führt, aufnehmen?

**Unsere Parteipresse im Königreich Sachsen** hat sich vorteilhaft entwickelt. Im vorigen Frühjahr konnte auf der Landesversammlung zu Zwickau berichtet werden, daß der Abonnentenstand von 194 000 im Jahre 1904 gestiegen ist auf 142 000 im Jahre 1905. Am 30. Juni 1907 bot sich folgendes Bild:

Leipziger Volkszeitung	48 000 Abonnenten
Sächsische Arbeiter-Zeitung	36 000 Abonnenten
Volksstimme, Chemnitz	42 000 Abonnenten
Sächsisches Volksblatt, Zwickau	20 000 Abonnenten
Der Volksfreund, Dresden	19 000 Abonnenten
Volkszeitung für das Muldetal	7 100 Abonnenten
Der arme Teufel	4 400 Abonnenten

Das macht eine Gesamtauflage von 176 500 Exemplaren. Eine Zunahme von 34 500 Lesern. Daneben in allen Parteizeitungen bedeutende Verbesserungen hinsichtlich der Ausgestaltung des redaktionellen Teiles. Die Inseratenerträge haben sich ebenfalls gesteigert. Die Druckereien weisen einen günstigen finanziellen Stand auf.

**Staatsanwalt und Jugendorganisation.** Wegen den Vorwürfen der Vereinigung der freien Jugendorganisationen ist seitens der Staatsanwaltschaft die Anklage wegen Aufreizung zu Gewalttätigkeiten erhoben worden. Die Straftat soll Max Peters durch Herausgabe des besagten Lieberbuchs „Lieder für die arbeitende Jugend“, dessen Beschlagnahme vom Amtsgericht Berlin-Mitte bereits angeordnet ist, begangen haben durch die Lieder: „Die Arbeitsmänner“ von Joh. Most, „Gesang der Jungen“ von Otto Krille, „Auf“ von Karl Ried, „Auf der Landpartie“ von Max Regel und „Geldlohn“ von Karl Ried. Diese Lieder sind sämtlich in den verschiedensten Druckwerken seit Jahren veröffentlicht, ohne dem Staatsanwalt zur Verfolgung des Herausgebers Veranlassung gegeben zu haben. Staatsgefährlich wurden die Lieder also erst, als die Jugendorganisation sie herausgab.

**Sozialistische Gemeindevertreter.** Mit dem in voriger Woche in Eppenheim errungenen Siege zählt die sozialdemokratische Partei im 12. badischen Wahlkreis zusammen 82 sozialdemokratische Bürgerausschussmitglieder und einen Gemeinderat.

„**Arbetaren**“, das Organ der finnischen Sozialdemokratie schwedischer Sprache, erscheint seit dem 1. Juli d. J. täglich und in vergrößertem Format sechspaltig gedruckt. Bei dem Umstand, daß in der finnischen Hauptstadt zwei besonders große bürgerliche Tageszeitungen schwedischer Sprache sich in halber Eintracht bemühen, die Bevölkerung in politischer Blindheit zu erhalten, ist es um so mehr erfreulich, daß nun tagtäglich in derselben Sprache gründliche Aufklärung über die politischen und sozialen Verhältnisse verbreitet werden kann. „Arbetaren“ hat es bis jetzt auf 3500 Abonnenten gebracht, während das in finnischer Sprache erscheinende Hauptorgan der Sozialdemokratie „Työmies“ schon 27 000 Abonnenten zählt. Die schwedische Arbeitererschaft Finnlands wird nun ohne Zweifel eifrig bemüht sein, daß auch ihr Organ mehr und mehr Leser gewinnt. So hohe Abonnentenzahlen wie die sozialdemokratischen Organe finnischer Sprache kann ja allerdings die schwedische sozialdemokratische Presse Finnlands nicht erreichen. Spricht doch nur ungefähr ein Viertel der Bevölkerung Schwedisch.

**Die Mauer der Hübneristen** auf dem Pariser Friedhof Père Lachaise, die berühmteste Trauerstätte des revolutionären Proletariats, ist in Gefahr, dem Abwelken und dem brutalen Geschäftseifer bourgeoiser Machthaber zum Opfer zu fallen. Am 1. Januar 1909 läuft nämlich die 25jährige Frist ab, für die der Pariser Gemeinderat den Rasenplatz vor der Mauer, unter dem 878 Männer, Frauen und Kinder, die feige hingemordeten letzten Streiter der Kommune begraben liegen, reserviert hat. Vergebens bemüht sich die äußerste Linke der Stadtvertretung in den 60 Jahren eine Konzeption des Platzes für immerwährende Zeiten zu erwirken. Der damalige Seinepräfekt, der jenen verstorbenen Pönbelle, setzte die Ablehnung des Antrags durch, für den sich besonders der Radikale Richon, der jetzige Minister des Auswärtigen, eingesetzt hatte. Pönbelle war es auch, der wiederholt die Errichtung eines Denkmals hintertrieben, sie einmal, als schon Bitter um den Platz errichtet waren, sie wieder aus dem Boden reißen ließ. Clemenceau fragte damals in der Kammer entrüstet, ob man denn nach der Amnestie noch die Repräsentanten des Bürgerkrieges fortsetzen wolle. Bekanntlich haben diese Repräsentanten auch heute noch nicht aufgehört, wie die erbitternden Polizeimagnumen beweisen, die die Pariser Arbeiter bei ihrer Trauerkundgebung am letzten Maiionntag alljährlich über sich ergehen lassen müssen — unter der Frau Clemenceau nicht weniger als ehemals. — Jetzt aber ist die Fortdauer dieses Totenkults überhaupt in Frage gestellt. Wenn nicht ein Beschluß des Gemeinderats oder des Parlaments Vorfrage trifft, wird der Platz parzelliert und für Grüste reicher Bourgeoisfamilien abgegeben werden. Die alten Pariser Stadtrichtlinien sind nämlich längst ein reservierter Boden der Besitzenden geworden und tragen eine ungeheure Grundrente. Die Sozialisten werden natürlich alles daran setzen, um die Erhaltung der denkwürdigen Stätte zu sichern und die Märtyrer von 1871 werden dann wohl auch das Denkmal erhalten, das ihnen die fortdauernde Liebe und Bewunderung des Proletariats ohne den bornierten Widerstand der Herrschenden längst gewidmet hätte. Der Regierung wird es nicht leicht fallen, dieses Werk zu hindern, so sehr auch die Exrevolutionäre Clemenceau, Richon und Briand ihren Wählerkreis demonstrieren.

**Die japanischen Sozialisten** verfügen jetzt wieder über ein Wochenblatt, die „Socialist Weekly“, herausgegeben von den Genossen Katayama und Nishitawa. Wie lange dieses sich seines Daseins erfreuen wird, das weiß nur die japanische Polizei. Die letzte täglich erscheinende sozialdemokratische Zeitung existierte vom 15. Januar bis zum 14. April. Drei ihrer Redakteure sitzen jetzt noch im Gefängnis. Außerdem ist gegen 24 Genossen wegen politischer Vergehen Anklage erhoben, elf von ihnen sitzen in Untersuchungshaft. Trotz all dieser Verfolgungen gehen, wie das neue Parteiorgan mitteilt, die Wogen der sozialistischen Bewegung immer höher; der japanischen Regierung geht es wie einigen ihrer europaischen Vorbilder, die der sozialistischen Bewegung auch durch unaufhörliche Verfolgung die besten Dienste leisteten. Auch die Streiks werden immer zahlreicher, obwohl man gegen Streikende mit den strengsten Strafen vorgeht.

## Aus dem Gerichtssaal.

„**Sie Drecksopf**“ und „**Halts Maul mit deinem nervösen drecksigen Gesicht**“, kostet Stück für Stück fünf Mark. In Jena findet kaum eine Schöffengerichtssitzung statt, in der nicht gegen einige radaulustige Studenten wegen Beleidigung

von Schutzleuten umprozessiert wird. Wir registrieren zwei in der letzten Woche verhandelte Fälle, die für das Benehmen der Studenten und die Strafböhen charakteristisch sind. Im ersten Fall hatte ein Student im Verein mit einer Anzahl Bekannten in der Nacht vom 12. zum 13. Dezember einen so wüsten Skandal verübt, daß die Polizei einschritt. Mahnungen der Beamten, ruhig zu sein, wurden verächt. Darauf verlor sich der Student die Studentenart. Die Karte erhielt der Schutzmann nicht, vielmehr stellte der Student sich kampfbereit und rief dem Schutzmann entgegen: „So, Sie Drecksopf, Sie Drecksopf, nun fassen Sie mich einmal an, dann sollen Sie mal sehen.“ Das Urteil lautete; wegen Ruhestörung 3 Mark Geldstrafe eventuell einen Tag Haft, wegen Widerstand mit Beamtenbeleidigung 15 Mark Geldstrafe eventuell 3 Tage Gefängnis. — Im zweiten Fall hatten zwei Schutzleute einen des Nachts stark randalierenden Studenten gebeten, sich ruhiger zu verhalten. Darauf brüllte der Rusenjohn einen Polizisten mit den Worten an: „Halts Maul mit deinem nervösen, drecksigen Gesicht“, dem anderen scharrte er zu: „Sie mit Ihrem dämlichen, langen Gesicht müssen Ihre Nase auch in alles hineinstecken.“ Das Urteil lautete: wegen Ruhestörung 3 Mark eventuell einen Tag Haft, wegen Beamtenbeleidigung in zwei Fällen je 10 Mark eventuell 2 Tage Gefängnis. Was hätten Arbeiter zu erwarten gehabt, die sich nur annähernd so betragen hätten? Aber — es gibt keine Klassenjustiz.

Ein **selbstwürdiger Schutzmann.** Vor dem Schöffengericht in Köln stand der Schutzmann Karl Müller unter der Anklage, im Dienste die Ehefrau des Fabrikanten Friedrich Boos dadurch beleidigt zu haben, daß er sie in die Wange kniff, als er für den Fabrikanten ein Strafmandat (wegen Abtretung der für Hundebesitzer in Köln gültigen Polizeiregeln) überbrachte. Hierbei fragte er die Frau, ob sie die Gattin des abwesenden Fabrikanten sei. Als das bejaht wurde, überreichte er ihr das Papier und kniff sie in die Wange. Die mit dieser Vertraulichkeit beehrte Frau war hochschwanger. Der Schutzmann bestritt den von der Fabrikantin als Zeugen benannten Vorfall. Der Staatsanwalt erklärte, die Beleidigung sei nicht einfacher Art; wohin solle es kommen, wenn die Polizeibeamten, die von den Gerichten stets in Schutz genommen wurden (Ein bemerkenswertes Eingeständnis. Die Red.), in solcher Weise vorgehen. Einem Dienstmädchen gegenüber hätte man das Vorgehen als einen nicht zu billigen Scherz auffassen können. Er beantragte, da eine besonders schwere Schuldungsweise vorliege, — 80 Mark Strafe. Das Gericht erklärte im Urteil, es sei eine nachdrückliche Strafe geboten — und erkannte auf 50 Mark Geldstrafe. — Wenn ein Arbeiter einen Streikbrecher scheel ansieht, kommt er nicht so billig weg, wie der „nachdrücklich“ bestrafte Schutzmann. Die beleidigte Frau kann froh sein, daß sie kein armes Dienstmädchen ist; sonst wäre gar noch gegen sie ein Strafverfahren wegen Verleumdung eingeleitet. — Es geht nichts über die Rechtsicherheit und Güte der Rechtsprechung in Preußen.

**Karussell und deutsche Truppenchre.** Vom Kriegsgesetz in Mexiko wurde der Kanonier Otto Ulrich der 12. Kompagnie des Rheinischen Fußartillerie-Regiments Nr. 8 zu drei Monaten Gefängnis verurteilt, weil er trotz wiederholten und ausdrücklichen Verbots aus dem Arbeitssaal des Festungsgefängnisses in die Fenster der Verheirateten-Wohnung gesehen hatte, statt auf seine Arbeit. Diese Strafe ist für das Vergehen unverhältnismäßig hoch und wird sicher Aufsehen erregen, mehr aber noch ein anderer Zwischenfall, der sich im Laufe der Verhandlung ereignete. In dem Strafregister des schon mehrmals vorbeistrassen Angeklagten fanden sich unter anderem 3 Tage mittleren Arrest, weil Ulrich das Ansehen seiner Truppe geschädigt hat. Auf die Frage des Vorliegenden, was er denn da gemacht habe, erklärt der Soldat, er sei auf der Messe Karussell gefahren. Da sage noch einer, die Söhne des Volkes würden beim Militär nicht zu Sitte und Anstand erzogen. Vorgesezte können Soldaten bis zur Ohnmacht und Verzweiflung schinden, mehrere tausend Soldaten verrichten die Dienste der „Mädchen für alles“ in Offiziershaushaltungen, Duell werden ausgefochten wegen „militärischer“ Eheurungen usw. usw. — alles ist nicht unanständig und schädigt nicht das Ansehen der Truppe. Wenn aber ein preussischer Kanonier sich auf dem Karussell im Kreise dreht, wird das deutsche Herr beschämt und sein Ansehen geschädigt. Merkt es euch, ihr Vaterlandsverteidiger, die ihr nun bald den bunten Rock anziehen müßt: Karussellfahren ist unanständig und unsittlich, dafür gibt es drei Tage mittleren Arrest! Es wäre zum Lachen, wenn unter solchen Ehrbegriffen nicht Tausende und Abertausende zu leiden hätten.

**Zum Tode verurteilt.** In Paris hat eine Mordaffäre ihren gerichtlichen Abschluß gefunden, die im Dezember vorigen Jahres durch die Bestialität des Lätars großen Erregung verursachte. Der Prozeß gegen den Arbeiter Albert Soleilland, der im Dezember vorigen Jahres die kleine Marthe Erbeling, das Kind einer ihm befreundeten Familie, unter dem Vorgeben, sie ins Theater zu führen, in seine Wohnung lockte, vergewaltigte und erdolchte, hat nach zweitägiger Verhandlung mit der Verurteilung des Angeklagten zum Tode seinen Abschluß gefunden. Der Verteidiger Soleillands versuchte, da das Verbrechen durch ein teilweise Geständnis Soleillands in Verbindung mit unzuverlässigen Zeugenaussagen und dem Leichenbefund vollkommen festgestellt ist, seinen Klienten als geistesgestört hinzustellen. Jedoch erklärten die Gerichtsarzte, Soleilland sei geistig ganz gesund, nur ein Mensch ohne moralischen Halt und daher ohne Widerstandskraft gegen verbrecherische Triebe. Der Zuschauerraum war hauptsächlich von seinem Damenpublikum gefüllt, das den widerwärtigsten naturalistischen Details der Verhandlung mit gespannter Aufmerksamkeit folgte. Soleilland selbst zeigte große Ruhe, da er überzeugt ist, daß die Todesstrafe in Paris in Frankreich abgeschafft ist. Er rechnet daher sicher auf Begnadigung und Deportation. Der Schluß der Verhandlung bot eine sehr bewegte Szene. Als der Gerichtsschreiber des Schwurgerichts dem Angeklagten das Verdict der Geschworenen vorlegte, sprang Soleillands Frau, die sich auf der vordersten Zeugenbank mit ihrem zweijährigen Kinde befand, auf. Sie ließ ihr Kind auf die Erde fallen und säumte mit lautem Schreien: „Laßt mich! Ich muß den Glenden umbringen!“ auf den Angeklagten los. Es bebürfte der größten Mühe der Munizipalgarden, die Frau-Soleilland zu meistern. Die Verkündung des Todesurteils erfolgte unter großer Unruhe, und die Worte des Schwurgerichtspräsidenten waren kaum verständlich.

## Aus Nah und Fern.

Im Hochsommer 1907! Im südlichen Thüringer Wald vernichteten Nachtfröste die Gurken- und Kartoffelernte. Die Temperatur sank auf 2 Grad unter Null. — Wie die „Hannoversche Zeitung“ meldet, war die

Temperatur zum Sonntag in der Gegend von Suhl so niedrig, daß an verschiedenen Stellen das Garten-erwachsen erstoren ist.

**Wortersach bei der Verhaftung.** Eine Szene, die durch gewisse Einzelheiten die Erinnerung an den Raub-Ordere-Dennig erweckt, spielte sich im Nordosten Berlins ab. Der Arbeiter Kösel, der vor einiger Zeit bei einem Diebstahl überrascht und verhaftet wurde, dann aber in hinfälliger Weise wie Dennig entkam und über die Dächer entfloh, sollte im Hause Marienburgerstraße 31a erhaftet werden. Als er kein Entkommen mehr sah, gab er mehrere Schüsse auf seine Braut, die 20jährige Martha Reumann, seine Verfolger und dann auf sich selbst ab. Die Martha Reumann wurde nicht ungesährlich verletzt, während Kösel selbst nur eine leichte Streifwunde erlitt. Der Verbrecher wurde überwältigt. Über die Verhaftung werden folgende Einzelheiten bekannt: Die Kriminalpolizei hatte den „Gelegenheitsarbeiter“ Richard Kösel, der seiner Braut, der zwanzigjährigen Martha Reumann, in ihrer Wohnung Marienburgerstraße 31a wiederholt Besuche abstattete, schon seit drei Tagen beobachtet. Kösel und im Verdacht mit dem Arbeiter Bruno Wortmann verständig zu sein, der, wie ermittelte, am 16. Juli einen Diebstahl im Gasthof „Zum roten Löwen“ verübt hatte und nun bei seiner Verhaftung nach dem Vorbilde des Raub-Ordere-Dennig, dem Schutzmann auf der Reiterwache unersessenen einen Faustschlag versetzte und die dadurch entstandene Verwirrung benutzte, um durch eine Wunde auf dem Dach des Polizeireviere zu entweichen. Die Verfolger konnten ihn nicht einholen, und Kösel blieb von da an vermisst. Im Laufe des vorgezogenen Tages war aber die Polizei zu der bestimmten Überzeugung gelangt, daß Kösel sich freizeichlich verfolgte Wortmann sei. Sie beschloß daher seine Verhaftung vorzunehmen. Abends gegen 8 Uhr traf Kösel in der Wohnung seiner Schwiegereltern, die keine Ahnung davon hatten, daß ihr zukünftiger Schwiegerohn in Kürze ein achtbarer Verbrecher war, ein und hatte sich gerade in Titus gezeigt, als eine Abteilung von vier Kriminalbeamten erschien und Kösel anforderte, ihr zu folgen. In diesem Augenblicke zog der Verbrecher einen Revolver und gab auf seine Braut zwei Schüsse ab, die sofort schwer verletzt zu Boden sank. Dann feuerte er mehrere Schüsse auf seine Verfolger ab, ohne jemand zu treffen. Inzwischen war es den Schutzleuten gelungen, den Kösel zu Boden zu werfen und festzuhalten. Sie konnten jedoch nicht verhindern, daß er den Revolver gegen sich selbst richtete und sich einen Schutz in die rechte Brusthälfte beibrachte. Kösel wurde darauf gefesselt und in die Krankenstation des Untersuchungsgefängnisses übergeführt. Ein inszwischen herbeigerufener Arzt konnte feststellen, daß die Verletzungen des Fräulein Reumann zwar schwer, aber nicht lebensgefährlich sind. Die eine Kugel schlug dem Kopf, die andere drang in die Brust, wodurch die Wacht des Gehirns durch die vorgehaltene Kugel beträchtlich abgeschwächt.

**Verhaftung und Gestalt.** Ähnlich wird aus Stendal gemeldet: Gestern nachmittags um 5 Uhr wurde auf dem hiesigen Bahnhof der auf der Durchreise befindliche Arbeiter Johann Jina aus Oberniedern in Wöhmen beim verbotswidrigen Überfahren der Gleise durch eine Rangiermaschine überfahren und gerötet. Es liegt eigenes Verschulden des Verunglückten vor.

**Schändliche Tat.** Aus Probstzella wird gemeldet: In der Nähe Reichensbachs wurde das Dienstmädchen Martha Jägermann überfallen und durch Messerschläge schwer verletzt. Sie mußte ins Kreiskrankenhaus gebracht werden.

**Ein dreifacher Raubmörder erwirkt.** Dem „Dresdener Anzeiger“ zufolge wurde in Döhlen der in der Glasfabrik thätige Glasmacher Johann Koback festgenommen, der nun der russischen Polizei überhändlich verhaftet wird, weil er verdächtig ist, in Rußland, seiner Heimat, einen dreifachen Raubmord verübt zu haben.

**Doppelmord.** Wie das „Leipziger Tageblatt“ meldet, wurden in Krimmitschau im Sahtschitz zwei junge etwa 20jährige Mädchen tot aufgefunden. Sie hatten sich an den Armen zusammengehängt. Was sie in den Tod getrieben hat, ist unbekannt.

**Folgen der falschen Erziehung.** In Großenhain (Sachsen-Weimar) nahm sich ein 14-jähriger Knabe sein Leben, weil er von seiner Mutter ausgeheltet worden war.

**Schweres Unglück.** Nach einer Meldung aus Meiningen schienen auf der Straße zwischen Schwarzburg und Hagenhausen die Pferde eines von einer Familie besessenen Wagens schliefen, die Insassen wurden herabgeschleudert. Ein zehnjähriger Knabe war sofort tot, die übrigen Personen trugen mehr oder minder schwere Verletzungen davon.

**Selbstmordmännchen?** In Warburg erschloß sich der Student Hofhaus aus Limburg. Dies ist der dritte Selbstmord unter Studenten in dieser Woche.

**Im Brand gefaßt.** In Ljnow (Polen) hatte ein Arbeitermädchen eine Strohhütte gebaut, um gegen die Unbill der Witterung geschützt zu sein. Während sie in der Hütte schlief, brachen die Schuppen der Hütte in Brand. Das Mädchen starb an den erlittenen Verletzungen.

**Die Anwohner der Polen.** Das dem Gutbesitzer Hagler gehörige, etwa 1200 Morgen große Gut Giesenthal bei Talla wurde dieser Tage für 24000 Mk. an den Polen Wluchinski aus Dresden verkauft. Es ist dies das zweite große Gut, das in letzter Zeit aus dieser Gegend in polnische Hände übergegangen ist. Um zwei weitere Nachbargüter wird gegenwärtig von polnischer Seite gehandelt. Auch in der Nähe von Johannishagen beabsichtigt ein durch Notwendigkeiten verdrängter Gutbesitzer sein Gut an einen Polen zu verkaufen.

**Eine Tat roherer Art** wurde in Barbeck in Braunschweig während des diesjährigen Schützenfestes verübt. Eine Anzahl junger Leute, junge Männer und Mädchen, hatten sich vom Tanzboden in ein Gastzimmer zurückgezogen. Dort wurden die Mädchen von einem mißgünstigen Dienstmädchen, namens Burgdorf, erwischt, hier zu tanzen. Im Falle der Weigerung würde er die Lampe entzwei schlagen. Die Mädchen nahmen von der Drohung keine Notiz, als der Drohende in der Tat die Gaslampe zerbrach, sodaß das brennende Gasöl in das Zimmer und über die Anwesenden, sowie die Möbel ergoß. Im gleichen Augenblicke wurde ein Mann in Flammen und zwei Mädchen hinstürzten, lebend in die Flammen, sonst würde auf dem dichtgedrängten Saale ein Unglück von unbeschreiblicher Tragweite entstanden sein. Leider kam die Hilfe schon zu spät: eine der Unglücklichen ist ihrem Qualen im herzoglichen Krankenhaus in Braunschweig, während die Verletzungen der anderen überhört wurden, bereits erlagen. Die Leichen wurden in der Nacht in die Gräber überführt, während die Leichen der Mädchen in der Leichenkammer des hiesigen Krankenhauses an den Händen erlitten haben. Der Täter wurde dem Staatsgericht in Salder vorgeführt, aber

auf freiem Fuß belassen, auch er hat leichtere Verletzungen davongetragen.

**„Gemüthliche“ Schwaben.** Aus Stuttgart wird gemeldet: Nach einem Brande in Hailfingen, dem ein Wohnhaus zum Opfer gefallen war, entstand gegen 1 Uhr nachts in einer Wirtshaus zwischen Dorfbewohnern und Feuerwehrlenten eine Schlägerei. Ein Einwohner stand dabei einem Feuerwehrlentenmann das Messer mehrmals tief in den Kopf, einem anderen zerschchnitt er mit einem Hiebe des Messers die Wange, die Zunge und teilweise den Unterlippen.

**Kosten und Arrestant jahreslänglich.** Im Militärarrestgebäude zu Saarbrücken hatte dieser Tage ein Soldat vom Infanterieregiment Nr. 70, der sich seit längerer Zeit in Untersuchungshaft befand, einen Selbstmordversuch unternommen. Er hatte sich bereits an einer Schlinge aufgehängt, als der diensttuende Unteroffizier die Zelle betrat, dem es gelang, dem Lebensmüden noch rechtzeitig abzuschneiden, bevor der Tod eintrat. Der Soldat wurde sofort in das Lazarett gebracht, wo ihn ein Wosten bewachen mußte. Als dieser abgelöst werden sollte, stellte es sich heraus, daß der Wosten wie auch der Untersuchungsgefangene geflohen waren.

**Wabenstreich.** Aus München wird gemeldet: Vier halbwüchsige Bäckchen von 11 bis 15 Jahren, die ihren in Augsburg lebenden Eltern durchgebrannt sind, um ein Räuberleben zu führen, lauerten bei Erding dem Automobil eines daherkommenden Krzes auf und beschossen ihn. Das Automobil hielt sofort. Die Insassen erwischten einen, die Gendarmertei später die anderen Bäckchen.

**Abgefeuert.** Nach einer Meldung aus Köln: Scheidegg wagte sich am Montag ein junger Mann, vermutlich ein Deutscher, dessen Name und Herkunft noch nicht ermittelt sind, trotz mehrfacher Abmahnungen des auf der Station Cramer stationierten Vergewaltigers allein zum Wöschloch hinauf und stürzte dabei in die Tiefe einer Gletscher-Spalte. Bis abends konnte die sofort abgegangene Rettungscolonne den Verunglückten nicht auffinden. Die Rettungsversuche werden fortgesetzt. — Der Verunglückte ist der Schulaufsichtskandidat Büchel aus Hamburg.

**Gemüthliches von den schwäbischen Eisenbahnen.** Im Karlsruhe „Volksfreund“ ist zu lesen: Ein heiteres, echt schwäbische Gemüthlichkeit atmendes Stübchen erlebten kürzlich die Passagiere eines in der Nähe der schwäbischen Oberamtsstadt K. verkehrenden Zuges der Nebenbahnlinie K.—G.: Hatte da ein ehrfurchter Meßgermeister aus K. in D. ein Schweinchen angekauft und solches auf der Haltestelle dabeiließ in die Obhut der Eisenbahnverwaltung, d. h. in Verwahrung des Viehwagens des genannten Zuges gegeben. Aber, o Schicksal, als das „Zügle“ auf der nächstgelegenen Station M. anlangte, bemerkte der Zugmeister zu seinem nicht geringen Schrecken, daß die Kolltüre des Viehwagens weit offen stand und sein einziger Inhaber — nämlich das Schweinchen — unterwegs die goldene Freiheit geübt und gerunden haben mußte. Da nun aber der Meßgermeister sein Eigentum nicht ohne weiteres verloren sein lassen wollte, vielmehr Ansprüche an die Eisenbahnverwaltung bezog, die betreffenden Beamten zu erheben drohte, so kam das Personal des Zuges einstimmig zu dem heroischen Entschlus, gemeinschaftlich Jagd auf das entflohenen „Zügle“ zu machen! „Alles aufschichte!“ tönte die Stentorstimme des Schaffners in die zwei Passagierwagen hinein und nachdem seitens der Passagiere dieser Aufforderung Folge geleistet war, erhielt das „Zügle“ Kontredampf und langsam fuhren die Jäger auf ihre rückwärts liegenden Jagdgründe, dieweilen die zurückgelassenen Passagiere Gelegenheit hatten, am „Bahnhof“ in M. sich in Vermutungen über das Jagdglück der unheimlichen Jäger zu ergöhen. Zwischen H. und M. steigt das Terrain, und da die Kolltüre des Viehwagens, bezw. der Verschluß desselben augenscheinlich defekt war, so hatte sich diese bei der Bergfahrt langsam zurückgeschoben; da nun aber das „Zügle“ gerade in seinem schönsten Schnecken tempo fuhr, so sah sie das erste Schweinchen ein Herz und sprang mit einem kühnen Satz auf die Böschung, auf der es die goldene Freiheit — wenn auch nur auf kurze Zeit — wiedergewinnen sollte. Als unsere Jäger diese Stelle wieder passierten, schlug ihnen das Herz vor Freude, als sie wahrnahmen, daß sich das Schwein auf einer nur etwa 100 Meter weiter abwärts liegenden Weide eifrig grunzend herumtummelte und schnell entschlossen wurde das Zügle zum Halten gebracht. Zugemeister, Schaffner und Wagenwärter — dieses dreiteilige Personal des berühmten Sekundärbahnzuges — umkreisten kühn das ahnungslose Vieh, das der Zugmeister als der erste am Ohr erwachte, worauf es von dem Triumpvirat im Triumph nach dem „Zügle“ zurückgetragen wurde. Die Rückfahrt wurde schleunigt, d. h. so rasch es eben gehen wollte, ausgeführt, nur mit dem Unterschied, daß diesmal das Schweinchen eine Ehrenwache in der Person des Wagenwärters erhielt, der während der kritischen Fahrt die Kolltüre ständig im Auge, d. h. festhalten mußte, um eine wiederholte Flucht des Vorreiters zu verhindern. Nach einer Verpärung von nahezu einer Stunde konnte dann von M. aus die unterbrochene Fahrt fortgesetzt werden und merkwürdigerweise traf man unter den Passagieren trotz bedeutender Verpärung bei ihrer Ankunft in K. nur vergnügte Gesichter über das stückliche Ergebnis, das sie für die Unannehmlichkeit des unheimlichen Aufenthaltes in M., und dazu unter freiem Himmel, reichlich entschädigt hatte.

**Über die Skandalaffäre in einem Mailänder Kinderasyl** wird der „Frankf. Zig.“ von dort berichtet: Eine große Entrüstung herricht unter der hiesigen Bürgerchaft über die Entdeckung bestialischer Vorgänge in einem Kinderasyl. Zwei Mädchen von kaum vier Jahren sind vergewaltigt, an anderen, die meist in demselben Alter stehen, ist die Vergewaltigung versucht worden und mehrere der armen Kleinen sind von einer furchtbaren Krankheit angefallen worden. Die Bestien in Menschengestalt, die sich dieses Verbrechens schuldig gemacht haben, sind nach der übereinstimmenden Angabe der Kinder zwei Geistliche, Don Vongo, der vor einem Monat nach Amerika ausgewandert ist, und Don Riva aus Turin, der sofort verhaftet wurde. Die Anstalt, in der das Furchtbare geschah, nannte sich nach den Schwestern der Conjolata, sie ist aber niemals von der geistlichen Behörde anerkannt worden, sondern die erzbischöfliche Kurie hatte sogar in ihrem Amtsblatt wiederholt vor ihr ausdrücklich gewarnt und der Erzbischof Ferrari hatte der Leiterin, einer gewissen Maria Jamagalli, verboten, Nonnenkleidung zu tragen, ihr im Dom die Kommunion verweigert und sie polizeilich aus dem Gotteshaus entfernen lassen. Die Schuld scheint vielmehr an einer unbegreiflichen Nachlässigkeit der weltlichen Behörde zu liegen, die von der geistlichen über das Treiben der Jamagalli unterrichtet worden war, aber die Anstalt noch nicht einmal beaufsichtigt hatte. Der Vorfall scheint für die antikerikale Agitation ausgiebig benutzt werden zu sollen. Don Riva, die Jamagalli und mehrere Geistlichen wurden verhaftet; Don Riva und die Geistlichen wurden inhaftiert gefunden.

**Im Tunnel aus der Eisenbahn gefährt.** In dem Simons-Tunnel ist ein aus Turin stammender Italiener ums Leben gekommen. Der Unglückliche, der wegen der Einzelheiten — dem Manne, der auf das Gefährliche wurde

vom Zuge der Kopf vom Rumpfe getrennt — viel zu reden gibt, ist, wie der „Köln. Zig.“ aus Brig geschrieben wird, nicht auf die Einrichtung der Simonszüge zurückzuführen, sondern auf eine Unvorsichtigkeit des bejahrten Herrn. Er soll die Gewohnheit gehabt haben, um sich Bewegung zu verschaffen, im Zuge hin und her zu spazieren, auch habe er die Absicht geäußert, sich die elektrische Lokomotive anzusehen, um ihren Mechanismus kennen zu lernen. Beim Öffnen einer Wagentür ist er anscheinend von dem starken im Tunnel zur Lüftung entwickelten künstlichen Luftdruck erst gegen die Mauerung des Tunnels und dann durch den Rückstoß auf die Schienen geschleudert worden. Die Tochter des Verunglückten, die ihren Vater auf der Reise begleitete, gibt an, sie sei unmittelbar hinter Stelle, der südlichen Tunnel-einfahrt, eingeklappt. Sie erwachte erst wieder in Brig, und jetzt endlich suchte man zuerst den Zug und dann den Tunnel ab, wobei man den 73-jährigen Mann auf den Schienen fand.

**Politischer Mord in Persien.** Aus Konstantinopel in Berlin eingetroffene Telegramme melden, daß der persische Großwesir, sein Sohn und 14 Anhänger ermordet worden seien.

**Ein Millionär als Mörder.** Aus Newyork wird gemeldet: Der amerikanische Millionär Wilson hat auf offener Straße seine Begleiterin, eine frühere Angestellte, niedergeschossen. Eine Menge sammelte sich und verfolgte den Millionär zu Fuß. Wilson flüchtete, von der Menge verfolgt, drehte sich zweimal um und schoß zwei seiner Verfolger nieder, die beide schwer verletzt liegen blieben. Schließlich wurde Wilson überwältigt und verhaftet.

**Eine große Feuersbrunst wüthet im nördlichen Teil der Stadt Victoria (Britisch-Kolumbien).** Die Lage ist umso bedrohlicher, als ein heftiger Wind weht und Wassermangel herrscht. Nach den bisherigen Meldungen sind zwei Kirchen und etwa 150 Häuser, meist die ärmeren Leute, zerstört worden.

**Jugentkrawall.** Ein Telegramm meldet aus Aktarsk (Gouv. Saratow): In der Nähe von Wolk ist gestern ein Güterzug entgleist, wobei zwei Schaffner gerötet und zwei verwundet wurden. Der Lokomotivführer und der Heizer sind leicht verletzt worden.

**Der Kampf auf der Lokomotive.** Aus Newyork wird berichtet: Nur anderthalb Stunden von der amerikanischen Metropole entfernt haben am Freitag vier Neger, ganz nach dem Muster von Wild West, einen Zug der Pennsylvania Rail Road aufgehalten. Die Burschen hatten sich in ein Signalhäuschen eingeschlichen. Mit den Apparaten völlig vertraut, stellten sie die Signale auf Halt. Der Maschinenführer brachte demgemäß seinen Zug zum Stehen; er schloß auf ein ernstes Fahrhindernis und ließ die vier Schwarzen ruhig die Lokomotive besichtigen. In demselben Augenblicke rief der eine der Banditen: „Hände hoch!“ Der Lokomotivführer und der Heizer begriffen sofort die Situation. Ein furchtbarer Kampf begann. Es war dem Maschinenführer gelungen, durch einen heftigen Griff die Lokomotive wieder in Bewegung zu setzen, und während der Zug nun in voller Fahrt davonbraute, entspann sich auf dem engen Raume auf der Lokomotive ein stummes erbittertes Ringen. Mit einem heftigen Faustschlag auf die Stirne hatte der Maschinenführer den einen der Neger zu Boden gestreckt; nun warf er sich mit dem Heizer auf die anderen und zwanzig Minuten lang kämpften die beiden verzweifelt gegen die schwarzen Banditen. Endlich erreichte der Zug Waverley. Hier gelang es dem Maschinenführer, die Maschine zum Halten zu bringen. Die bei dem Kampfe übel zugerichteten Neger sprangen ab und flohen. Sofort nahmen Beamte die Verfolgung auf. Schließlich gelang es der Gendarmertei, die mit einem Automobil den Flüchtigen nachjagte, die Burschen auf freiem Felde zu stellen und nach kurzem Kampfe zu überwältigen.

**Die Kaiserin-Witwe von China** hat nach dem Anhören eines Vortrages einer ärztlichen Autorität, die sie auf die Gefahren des Zigarettenrauchens hinwies, Maßregeln getroffen, die diese schädliche Gewohnheit im Chinesischen Reich beseitigen soll. Vor allem hat sie die Zigarette streng aus ihrer eigenen Umgebung verboten. Alle Zigaretten, die ihr in Zukunft geschenkt werden sollten, sollen in einen See im Pataiigebiet geworfen werden. Auch ihren Hofleuten hat sie Befehl gegeben, sich des Zigarettenrauchens zu enthalten.

### Liebesphantasie unseres neuen Scherz.

Mein ganzes Glück kann ich mir saugen  
Aus Deinen wunderwollen  
Selbst in der allerweitesten Ferne  
Sie leuchten mir, die Augen  
Der Götter Mehtar will ich nippen  
Von den korallenroten  
Die Pulse meines Herzens stoßen,  
Seh' ich die schönen blonden s s s  
Vor allem hast Du nicht, Du Süße,  
Die mir verhassten,  
O du! es, daß ich, statt zu jammern,  
Mich darf an Deine Seele  
Da ich mich sehr nach Hymens Band,  
So reich mir Deine kleine  
Antwort der Angebeteten.  
Wer so wie Du mit Worten prunzt,  
Heiratet nicht. In diesem  
Seid, o ich bin erfahrungreich,  
Ihr Männer Such einander =  
Oft schon warst glühend Du entflammt,  
Bis daß ich sprach vom Standesamt,  
Worauf Du stumm warst, während ich  
Die Hochzeit in —  
Auf Deinen Seufzer geb' ich, wenn ich  
Soll ehrlich sprechen, keinen  
Aber mit dem Gehirng  
Das ist dann gleich ein ander Ding.  
Dann ist geschlossen unser B &  
Dann bist Du mein Ge X zur Hand,  
Dann will ich gerne mit Dir zieh'n,  
Wenn's sein muß, nach den : ten.  
Versuch mein Herz nicht noch einmal  
Zu rauben, es war' Notdiedlich,  
Ich wies und ließ mich nicht erweichen,  
Die Tür Dir ohne ?  
Doch soll als Weib ich in dein Haus,  
Dann, Seher, sag' es O heraus,  
Dann folget gleich das Aufgebot,  
Und ich bleib' treu Dir bis zum T.

Verantwortlicher Redakteur: Johannes Stelling.  
Verleger: Th. Schwargh. Druck: Friedr. Meyer u. Co.  
Sämtlich in Lübeck.